

VERBODEN

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Ellen von Helzburg. Von Karl Heigel (mit Porträt, gez. von L. Heitland). — Die Abenteuer des Zemor Sanchez. Von Ernst Freiherrn von Vibra. (Fortsetzung.) — Stiller Besuch. Nach seinem Gemälde gezeichnet von Karl Hoff (Text von Ludwig Pietzsch). — Widerspruch in Kleinigkeiten. Von Frau v. S. — Wiener Weltausstellung. Von Ludwig Pfau (Fortsetzung, mit Abbildungen). — Ueber die Entstehung der Mineralquellen. Von St. Müller-Fürstenwalde. — Das Wahre am Wahrfagen aus der Hand. Von Carus Sterne (Schluß, mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaudeereien. — Schach-Aufgabe. Nr. VI. — Buchstaben-Räthsel. — Auflösungen der Schach-Aufgabe und des Buchstaben-Räthfels Seite 210. — Correspondenz.

Ellen von Helzburg.

Das Porträt, das die heutige Nummer schmückt, wird aus mehr, als einem Grunde das Interesse unserer Leser erregen. Fräulein Ellen Franz war eine Künstlerin ersten Ranges, Frau von Helzburg ist die Gemahlin des regierenden Herzogs von Meiningen. Der Vorgang, daß der Landesherr sich mit der Bürgerlichen, mit einem Mitgliede seines Theaters vermählte, fand beim ersten Bekanntwerden naturgemäß die verschiedenste Beurtheilung. Wenn schon jede Ueberraschung die Urtheilskraft in ihrer ruhigen Weise und Unbefangtheit stört, um wieviel mehr ist dies der Fall, wenn das Unerwartete zugleich ein Ungewöhnliches ist. Gegen akzeptwürdige, durch die Weltordnung bewährte Ueberlieferungen macht der von ihnen zuhöchst Getragene, der Mächtigen Einer, der Herr, die Rechte des Herzens geltend — das erscheint diesen gefährlich und Jenen absurd, ja, je weniger wir bisher an der Befugniß des Fürsten, hoch über uns Anderen zu stehen, gezwweifelt haben, um so mehr sind wir jetzt geneigt, ihm die Befugniß, sich auf schlicht bürgerliche Art sein Glück zu schaffen, zu bestreiten. Da die Motive noch nicht bekannt sind, behauptet der Witzige sein natürliches Recht, durch Einfälle zu glänzen; allmählig aber kommt die Einsicht, man wägt nicht nur die allgemeinen Anschauungen, sondern die besonderen Gründe; die Welt wird gerecht, nachdem sie sich vom Recht der Handelnden überzeugte.

Aber was führe ich schwerfällig das Wort, wo mir ein ungleich begabterer Colleague längst vorgegriffen. Ich erinnere an Paul Lindau's siegreiches Schauspiel „Maria und Magdalena“, in welchem ein ähnlicher Conflict unübertrefflich zur Darstellung, Würdigung und Lösung gelangt. Wenn in der Scene des letzten Act's, zwischen dem Fürsten und seinem Oheim, letzterer an die Standesrückfichten mahnt, entgegnet der Andere: „Ich begreife! Wenn ich Prinzessin Leonore ohne Liebe heirathe, sie und mich unglücklich mache, und diejenige, die meinem Herzen vielleicht nahe steht, zu meiner Maitresse erniedrige, dann sind die Rückfichten, dann ist Stand und Anstand gewahrt?! Nun, mein verehrter Oheim, ich danke dafür...“ Und wenn am Schluß des Stückes dieser ritzerliche Fürst von dem Manne, den seine Kinder adeln, plötzlich die Hand Maria's erbittet, wer athmet nicht fröhlich auf, wäre nicht von Herzen damit einverstanden oder wünschte gar einen anderen Ausweg?! Wenn nun aber im wirklichen Leben alle die Umstände, die ein berufener Dichter zur Begründung und Rechtfertigung des ungewöhnlichen Ereignisses erfand, in größerer Fülle, wahrhaft erschöpfend sich finden, warum sollten wir da eng-

herziger, als im Schauspiel sein, warum wir, die wir auf unseren Liberalismus, unsere Aufklärung so stolz sind, uns plötzlich recht wie Haus tyrannen spreizen?!..... Herzog Georg (geb. 2. April 1826) steht im vollen Mannesalter. Da läßt man sich von blinder Leidenschaft allein

gegeben, eines kleinen Staates, aber die Kleinheit eines Landes hat noch niemals einen Fürsten verhindert, unfähig und schlecht zu regieren, wenn er von Natur zum Regenten vordorben war. Zwei Mal ebenbürtig verheirathet, hat er von seinen erlauchten Gemahlinnen Söhne und eine Tochter.....

Wenn nun ein Mann von diesen Eigenschaften, ein Fürst, ein Vater zum dritten Male wählt, können wir darüber wohl beruhigt sein, daß seine Wahl die rechte Wahl! —

Frau von Helzburg wurde 1842 dem hochverdienten, in seinem Fache als Autorität anerkannten Director der Handelsschule in Berlin, Dr. Franz, und dessen Gemahlin, einer englischen Dame, zu Raumburg a. d. Saale geboren. Eine vortreffliche, auf den Charakter, wie auf das Talent bedachte Erziehung verstand sich bei solchen Eltern von selbst. Bald trat Ellen's künstlerische Begabung so klar zu Tage, daß Bedenken nur Vorurtheile gewesen wären. So erhielt sie denn die Zustimmung der Ihrigen zur theatralischen Laufbahn. Eine der ersten lebenden Schauspielerinnen, Frau Frieß-Blumauer, später auch der Director der königlichen Schauspiele, Herr Julius Hein, wurden die Lehrer des genialen Mädchens, während Hans von Bülow ihre glänzenden musikalischen Talente förderte. Was gesellschaftliche Tournüre anbelangt, eine Dame im edelsten Sinn des Wortes, vermögend (sie bezieht von ihrer noch lebenden Mutter eine bedeutende Jahresrente), durch Persönlichkeit, Anlage und Schule zur Darstellung namentlich classischer Rollen ausgezeichnet befähigt, betrat sie 1860 in Gotha zum ersten Mal die Bühne. Um ihre Laufbahn — nun beendet leider, bevor sie abgeschlossen — zu zeichnen, genügt's, die wenigen Stationen zu nennen. Es waren dies die Hoftheater von Gotha, Oldenburg, Mannheim, Meiningen, Institute, welche entweder durch classische Erinnerungen für immer geweiht oder unter der Aegide zeitgenössischer Fürsten muster-giltig geworden sind. Um aber die Künstlerin mit Eins zu charakterisiren: Eine ihrer vorzüglichsten Rollen war die Prinzessin Leonore in Torquato Tasso! „Der Kritiker, heißt es in einem Bericht unseres ebenso kunstverständigen, als unparteiischen Karl Frenzel, könne sich dieser



Ellen von Helzburg. Gezeichnet von L. Heitland.

vollendeten Leistung gegenüber nur ganz der Freude des Genusses hingeben.“ Wie auch über „das strengste Talent der Schauspieler“ die Empfindung entschieden werden möge — um in der wunderbaren Rolle der Leonore vollendet zu sein, muß die Darstellerin selber des Dichters Streben nach dem Idealen, den leidenschaftlichen Enthusiasmus des Geistes besitzen. Der Bühne Meiningens gehörte Ellen Franz seit 1867 an.... Ueber die Herzensvorgänge ziemt es uns zu schweigen, obwohl die schlichteste Erzählung von diesem Suchen, Weiden, Finden, von den Conflicten dieser zwei gleich-

nicht leiten, sondern hört auch darauf, was Verstand, Urtheilskraft und Vernunft auf die drei bedeutungsvollen Fragen: Was will ich? Worauf kommt's an? Was kommt heraus? antworten. Das bringen die Jahre mit sich, wenigstens bei einem Manne von der natürlichen Anlage und ausgezeichneten Erziehung des Herzogs. Aller echten Kunst Kenner und Gönner, daß er sich mit vollem Recht selbst einen Künstler von Gottes Gnaden nennen dürfte, ist er, was auf der Höhe noch schwerer wiegt, ein Charakter. Er bewährte sich — darin sind alle Stimmen einig — als ein trefflicher Regent — zu-

redlichen und reingestimmten Seelen zu Weider Loblied würde.

„Ihn muß ich ehren; darum liebt ich ihn: Ich muß ihn lieben, weil mit ihm mein Leben Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt“

Nicht wie man gerüchtweise gehört hat, nicht in Hast und Ueberstürzung ist die Vermählung erfolgt. Schon in den ersten Märztagen dieses Jahres war Prediger Dr. Wolff benachrichtigt, daß die Trauung in der zweiten Hälfte des Aprils stattfinden werde. Die Notiz einer Zeitung, welche auf das Bevorstehende hinwies, bewog den Herzog zur Beschleunigung der Feier, damit den Fragen und Zweifeln von Freund und Feind mit der vollendeten Thatsache geantwortet werde. Am Nachmittag des 18. März begab er sich von Meinungen aus nach seiner Villa in Liebenstein. Der Hofgärtner erhält den Auftrag, ein Zimmer mit dem köstlichsten aus Wintergarten und Treibhaus zu schmücken; ein Tisch wird zum Altar hergerichtet — der Prediger hatte Crucifix, Marterde und Leuchter gesandt. Gegen Abend sind alle Vorbereitungen, bei denen der Herzog selbst hilfreiche Hand bietet, beendet, ist der Salon in eine freundliche Kapelle verwandelt, als, von Eisenach her, die Braut eintrifft. Weil das zum April bestellte Brautkleid nicht fertig geworden, in einfachster Toilette, in schwarzseidenem Kleide. So tritt sie an der Hand des erlauchten Bräutigams vor den Altar. Bei aller Liebenswürdigkeit ein fester Charakter, hatte sie die Aufregungen der letzten Tage muthig ertragen. Nun aber, da sie der Prediger mit dem Bibelwort begrüßt, das er zum Thema seiner Trauredede gewählt: „Ich bin dein, und du bist mein; wohin du gehst, dahin will ich gehn; dein Vaterland soll mein Vaterland sein, dein Gott mein Gott, und wo du stirbst, da will ich sterben!“ nun fließen ihre Thränen. Wer würde an diese Thränen nicht glauben, und wen versöhnt'en sie nicht!? —

So, ohne Pomp, aber nicht ohne der Herzen und des Himmels Weihe, ging die Vermählung vor sich, zwischen Georg Herzog von Meinungen und Fräulein Ellen Franz.

Heigel.

Die Abenteuer des Sennor Sanchez.

Von Ernst Freiherrn von Bibra.
(Fortsetzung.)

Auch der Kapitän war barsch und unfreundlich gegen mich, wahrscheinlich ebenfalls aus Gewohnheit, und um durch allzu große Liebenswürdigkeit kein schlechtes Beispiel gegen das alte Herkommen an Bord zu geben.

Als wir aber in Valparaiso vor Anker lagen, erhielt ich Urlaub auf vierundzwanzig Stunden, um in die Stadt gehen zu können, und damit hatte ich erreicht, was ich wollte.

Abichtlich schloß ich mich an zwei Matrosen an, welche mich bisher an Bord am meisten gequält hatten, theils um den Kapitän sicher zu machen und andererseits um den beiden Burtschen einen Schabernack zu spielen, wenn es mir gelang zu entkommen, und dann erwartete ich den kommenden Morgen mit bangem Herzen.

Nun erst begriff ich, daß ich hier in Valparaiso leichteres Spiel, als in Rio Janeiro hatte, denn, wenn schon unbekannt in beiden Städten, hatte ich in Valparaiso wenigstens den Vortheil, der spanischen Sprache so ziemlich mächtig zu sein, während ich keine Silbe portugiesisch verstand. Muthig und fest entschlossen also, in meinem besten Matrosenanzuge und meine sämmtliche Baarschaft in der Tasche, bestieg ich am Morgen das Boot, in dem wir uns an Land bringen ließen, um nach Matrosenart einen heiteren Tag zu verleben.

Nicht weit mehr vom Kai entfernt, jagte der eine meiner Begleiter in seiner gewöhnlichen artigen Weise zu mir: „Verlaufe Dich nicht von uns, dummer Peter, damit Dir nichts Schlimmes begegnet, denn dort am Lande gibt es Menschenfresser, und die Löwen und Tiger laufen Duzendweise in den Straßen umher. Bist Du aber ungeschickt genug, Dich doch zu verirren, so triffst Du uns dort bei der Mutter Luz.“

Er bezeichnete hierauf ziemlich deutlich ein kleines, nicht weit vom Kai entferntes Haus, und schilderte, da er schon früher Valparaiso besucht hatte, in seiner Weise die wunderbaren Vergnügungen, welche unser in der Schenke harreten. Was mich betraf, so that ich, als könne ich den Beginn des munteren Lebens bei Mutter Luz gar nicht erwarten, nachdem wir aber die Hafentreppe erstiegen hatten, hielt ich allenthalben scharfen Ausguck, um sofort meinen längst gefaßten Plan auszuführen.

Unfern des Hauses der Mutter Luz bemerkte ich jetzt eine nach der Bergseite der Stadt führende kleine Straße, und während ich bisher mit meinen beiden Begleitern gleichen Schritt gehalten hatte, blieb ich nun häufig stehen, gaffend, lachend und die Matrosenscherze nachahmend, welche ich meine Kameraden machen sah, plötzlich aber zeigte ich mit lautem Gelächter nach der Seitenstraße, die ich mir schon vorher ausersuchen hatte, und dann schlug ich den Weg dorthin ein. Allerdings war dort durchaus nichts Auffälliges oder Lächerliches zu bemerken.

Aber — meine Freunde, nur noch wenige Schritte von der gastlichen Schwelle entfernt, welche sie mit allen ihren Freunden erwartete, nahmen sich nicht die Mühe, nach der Quelle meiner Heiterkeit zu forschen, sondern beeilten sich dort einzutreten.

Vorläufig also war ich frei und hatte den ganzen Tag vor mir, um nach einem günstigen Zufalle zu suchen, der mich bergen sollte, denn der Zufall mußte in der mir vollständig fremden Stadt wohl das Beste thun.

Zwei Stunden später sah ich in einem der wenigen Gasthäuser, welche außer den Matrosenschenken zu jener Zeit in Valparaiso bestanden, zusammen mit einem jungen Manne, der sich Leon Dsorio nannte und welcher die Rolle des günstigen Zufalls spielte, den ich zu suchen gegangen war.

Wenn es mir gelang, mich einige Tage in Valparaiso zu verbergen, bis mein Schiff die Anker gelichtet hatte, oder wenn ich heute noch ins Innere des Landes zu kommen Gelegenheit fand, so war ich geborgen.

Ich war nicht gänzlich ohne Geldmittel und besaß einige kaufmännische Kenntnisse, dazu war ich der Landessprache ziemlich mächtig, und so bangte mir nicht, ein Unterkommen zu finden.

Dagegen war ein allzulanger Aufenthalt in den Straßen der Stadt nicht rätlich.

Schöpften meine Kameraden wegen meines langen Ausbleibens Verdacht, so ging einer derselben an Bord zurück, machte dem Kapitän Anzeige, und dann nahm dieser sofort die Hilfe der Landes-Polizei in Anspruch, und die in diesem Falle beginnenden Such- und Hezjagden waren mir aus Erzählungen der Matrosen an Bord nur zu wohl bekannt.

Fast zwei Stunden hatte ich, Mutter Luz Hans freilich vermeidend, die Straßen der Stadt durchkreuzt, und es begann mir schweiß zu werden.

Auf gut Glück sprach ich endlich einen anständig in landesüblicher Tracht gekleideten jungen Mann an und bat denselben, mir zu sagen, auf welche Weise ich wohl sobald als möglich ins Innere reisen könne, und fügte bei, daß ich im Stande sei, die Reisekosten zu bestreiten.

Der junge Mann, eben Leon Dsorio, sah mich zuerst mit durchdringendem Blicke an, dann begann er zu lachen und sagte:

„Sie sind Matrose auf dem Delphin, der dort vor Anker liegt, und gegenwärtig beabsichtigen Sie auszureisen, da Sie von guter Familie abstammen, durch irgend ein Unglück auf die See gekommen sind, und jetzt das Matrosenleben satt haben.“

Einigermassen erschrocken, wollte ich leugnen und fragte, woher er alle diese Dinge wisse, worauf er erwiderte:

„Vor einigen Stunden stand ich keine hundert Schritte von der Landungsstreppe entfernt und sah Sie mit noch zwei anderen Matrosen dort aus einem Boote steigen, das vom Delphin kam.“

Daß Sie davon gehen wollen, liegt auf der Hand, denn ein Matrose, der auf vierundzwanzig Stunden Urlaub hat, macht keine Reise in das Innere.

Daß Sie endlich guter Leute Kind, geht, abgesehen davon, daß Sie Geldmittel haben, daraus hervor, daß Sie spanisch sprechen, und wie Ihre Aussprache beweist, unsere Sprache regelrecht erlernten.“

Wohl oder übel gestand ich ihm nun meine ganze Lage, und er sagte:

„Zuerst müssen Sie jetzt die Straßen meiden, denn lange wird es nicht mehr anstehen, bis man Sie suchen wird, wir wollen daher in einen Gasthof eintreten, in welchem man, wenigstens vorläufig nicht einen entlaufenen Matrosen aufsuchen wird, und dort können wir das Weitere besprechen.“

Es geschah das auch. Er erzählte mir, daß er, etwa sechs Leguas von der Stadt entfernt, eine Hacienda besitze, daß aber die Hacienda seiner Braut noch näher läge, und daß er mich morgen dorthin führen wolle, da er in der Stadt selbst keine Wohnung besitze, um mich verbergen zu können, dann aber stellte er mir die Nothwendigkeit vor, mich mit anderen Kleidern zu versehen, indem die auffällige Matrosentracht mich zuverlässig verrathen würde.

Da mir das vollständig einleuchtete, so ließ ich mich von meinem neuen Freunde sofort zu einem Kleiderhändler führen und dort erstand ich diese berühmten Kleider, welche heute freilich nicht mehr den strengsten Forderungen der Mode genügen, zu jener Zeit aber höchst modern waren.

Schon auf dem Rückwege in unseren Gasthof erkannte ich, wie gut Leon's Rath gewesen sei.

Denn plötzlich erblickte ich, in einer Entfernung von kaum fünfzig Schritten, meine beiden Kameraden und den Obersteuermann unseres Schiffes hastigen Schrittes uns entgegen kommen, und ihr ganzes Benehmen zeigte deutlich, daß sie auf keinem dem Vergnügen gewidmeten Gange begriffen waren.

Nichts war einfacher. Den beiden Burtschen war mein langes Ausbleiben aufgefallen, sie wurden ängstlich, gingen an Bord zurück, um Meldung zu machen, der Obersteuermann begleitete sie wieder zur Stadt, und die Jagd auf meine Wenigkeit hatte bereits begonnen.

Ich war tödtlich erschrocken, denn nirgend war ein Schaufenster, gegen welches ich mich wenden, und ebenso nirgend eine geöffnete Thüre, in welche ich eintreten konnte, Leon aber, der sofort begriff wie die Sache stand, flüsterte mir zu, den Herankommenden den Rücken zuzukehren, und begann dann eifrig mit mir zu sprechen, und in der That eilten sie, ohne mich zu erkennen, aber fast mich streifend, an mir vorüber. Leon aber sagte jetzt:

„Wie die Sache gegenwärtig steht, müssen wir heute schon die Stadt verlassen.“

Ihr Obersteuermann durchsucht vorläufig mit den beiden Matrosen alle Schenken der Stadt, sehr wahrscheinlich aber ist Ihr Kapitän ebenfalls schon am Lande, hat bei unserer Polizei die Anzeige gemacht, daß Sie durch die Lappen gegangen, und wenn nicht schon heute, doch wenigstens morgen sicher, ist Alles auf den Weinen, Sie zu suchen. Darum fort!“

Dieser Leon war eine Perle!

Mit Beginn der Dunkelheit standen zwei Pferde bereit, was übrigens hier in Lande keine Hexerei, da man nur die Hand auszustrecken braucht, um ein halbes Duzend Pferde zu haben, Leon war tactvoll genug, mich ohne die geringste Widerrede die Felle bezahlen zu lassen, und nachdem die Nacht ihren sogenannten wohlthätigen Schleier niedergesenkt hatte auf die Erde, sprengten wir zur Stadt hinaus.

Geistig streckte die Windmühle auf der Höhe von Valparaiso ihre Flügelarme in die Luft, und nachdem wir an ihr vorüber waren, jagten wir wie toll über die Ebene dahin, die Richtung nach Casa blanca einhaltend.

Oft genug hatte ich Gelegenheit gehabt, den südlichen Sternenhimmel von Bord aus zu sehen, aber, so lächerlich es auch klingen mag, ich rechnete ihn zum Seeleben, ich beachtete ihn kaum oder ärgerte mich höchstens über denselben, wie über Alles, was mit der großen Wasserwüste in Beziehung zu stehen schien.

Zu jener Nacht bewunderte ich seine Pracht!

Mit Entzücken blickte ich zu den juwelenartig blitzenden Fixsternen auf, welche ihn so reizend machen, und staunte die glänzend sich emporhebende Pyramide des Zodiakallichts an.

Dann begann die Phantasie ihr lojes Spiel mit mir zu treiben und zauberte die wunderbare Pflanzenwelt der Tropen um mich her, riesige Farren, schlanke Palmen und die

mächtigen, Kienenumschlungenen Stämme des Urwaldes, während dort in der Ebene die Flora, bescheidener fast, als bei uns, nur kümmerlichen Pflanzenwuchs zeigt, Bettelmannsgrützer und die stachelige Espina mit ihrer dornigen Sippchaft.

Die Täuschung wurde ich gewahr, als jetzt der Mond hob und die schneebekränzten Umrisse der königlichen Cordillera auf den tief dunkelblauen Nachthimmel zeichnete, dann aber fast Tageshelle ausgoß über das Flachland.

Ich aber fühlte mich glücklich, wie nicht seit langer Zeit. Ich war frei und binnen kurzer Frist vollständig sicher, die verhasste Matrosenjacke lag beim Händler in Valparaiso, und selbst, auf stolzem Rosse dahinsprengend, kam mir in meinem eleganten Anzuge vor wie ein vornehmer, zu seinem Vergnügen reisender Herr.

Leon schien meine Gedanken errathen zu haben, denn wir endlich die Hacienda, ober das Gehöfte seiner Braut erreicht hatten, stellte er mich dieser, der Sennorita Lopez, einen reichen, jungen Deutschen vor, der seine ohnedem schon enormen Kenntnisse durch Reisen noch zu vermehren suchte, und ich bin überzeugt, daß er das kaum aus Scherz that, sondern aus Eitelkeit, um mit solch bedeutender Bekanntschaft zu glänzen.

Die Sennorita war noch wach, da man in Chile später zu Bette geht, dafür aber des Morgens wieder später aufsteht, und da die Gastfreundschaft hier im Lande fast eine unbegrenzte, so wurden wir allerdings höchst freundlich aufgenommen, aber ich glaubte zu bemerken, daß der Empfang der Bräutigams von Seite der Sennorita mehr ein höflicher, als ein herzlicher war. Indessen hatte ich wenig Zeit hierüber nachzudenken, denn während des Abendbrodes gab ich mir die möglichste Mühe mein Licht leuchten zu lassen vor den Augen der Herrin des Hauses, dann aber schlug Leon vor, uns nach den mancherlei Mühen des Tages bald zur Ruhe zu begeben.

Höchst eigenthümlich aber erschien mir am anderen Tage die Lage der Dinge.

Zuerst fiel mir auf, daß Leon barsch an die Diener Befehle austheilte, als sei er bereits der wirkliche Herr des Hauses, noch auffälliger aber war das Benehmen der Sennorita.

Während sie gegen ihren Bräutigam, gelinde gesagt, kühl war, zeichnete sie mich in einer Art aus, welche kaum mehr einzig auf Rechnung der Gastfreundschaft zu setzen war.

Was mich betrifft, so war ich anfänglich ein wenig verwundert, dann verlegen, unschlüssig, endlich aber fügte ich mich in meine Rolle und ging von der Artigkeit in eine gewisse zuthuliche Vertraulichkeit über.

Leon seinerseits schien anfänglich entzückt über die vor treffliche Aufnahme, welche sein vornehmer Freund im Hause seiner Braut gefunden hatte, dann wurde er mißmuthig und endlich begann er unvorhöhlen zu grollen.

Niemand wird ihm das verargen, und ebensowenig, daß er nicht von der Stelle wich, und die Sennorita und mich keinen Augenblick allein ließ.

Als aber die Sennorita uns später in ihrem Hause und dem ländlichen Anwesen umherführte, fand sich dennoch ein unbewachter Augenblick, und jetzt staunte ich sowohl über die Offenheit der Sennorita Lopez, wie über die gedrängte Kürze, mit welcher sie mir höchst eigenthümliche Mittheilungen machte.

Leon war ihr verhasst, aber er hatte sich in das Vertrauen ihres (inzwischen verstorbenen) Vaters eingeschlichen und war von diesem, ohne alles Vermögen, zum Verwalter ihrer mäßigen Habe eingesetzt worden. Er liebte sie so wenig, wie sie ihn, und die Habgucht allein fesselte ihn an sie, aber es war ihr unmöglich sich von ihm loszumachen.

„Warum er Sie hierher gebracht hat,“ setzte sie hinzu, „und was er mit Ihnen beabsichtigt, weiß ich nicht, Gutes aber kaum!“

Ich hatte keine Zeit ihr zu sagen, wer ich sei, denn Leon fand sich rasch wieder ein, aber obgleich ich während dieser kurzen Zwiesgespräche kaum durchblicken ließ, daß sie eine Neigung zu mir gefaßt habe, und ebensowenig mich aufzufordern hatte, sie von Leon zu befreien, so mußte ich mir doch gestehen, daß sich in diesem Chile Angelegenheiten der verschiedensten Art mit wunderbarer Schnelligkeit abwickelten.

Ich ging nun mit mir selbst zu Rathe, und die Beschlüsse, welche ich faßte, gereichten mir nicht zur Unehre.

Dieser Leon, sagte ich zu mir selbst, hat Dich gerettet, denn ohne seine Beihilfe würdest Du gegenwärtig auf dem guten Schiffe Delphin wohl nicht zum besten behandelt. Merer nun die Sennorita Lopez aus Eigennutz oder Liebe her rathen wollen, so bist Du ihm deshalb doch zu Dank verpflichtet, Du darfst Nichts gegen ihn unternehmen, am wenigsten aber ihm seine Braut abspenstig machen, und übrigens ist es selbst noch eine Frage, ob die Klagen dieser Braut wohl leicht ihren Grund nicht darin hatten, um die allzugroße Freundlichkeit, welche sie gegen Dich an den Tag legte, einigermaßen zu entschuldigen.

Ich nahm mir also vor, herzlich und freundlich gegen Leon, gegen die Sennorita aber kühl und zurückhaltend zu sein.

Es war wunderbar, wie die Umstände diesen meinen guten Vorsatz unterstützten!

Ich hatte mir vorgenommen, mein Benehmen zu ändern, als wir uns aber nach der Siesta wieder trafen, fand ich das meiner neuen Bekannten ebenfalls höchst auffällig verändert.

Leon war der Liebenswürdige, zärtlichste Bräutigam gegen die Lopez, und diese schien seine Gefühle aufrichtig zu theilen, während sie mir gegenüber höflich und freundlich jedoch das sicher ein kein Jota mehr war, als es eben die Gastlichkeit erheischte.

Daß man hier ein wenig Komödie spielte, kam mir nicht in den Sinn, und da ich mich, trotz meiner guten Vorsätze, deren Ausführung mir jetzt so leicht gemacht wurden, dennoch nicht unbedeutend ärgerte, so war ich herzlich froh, als der Tag vorüber war, und man sich trennte, um zur Ruhe zu gehen.

Als ich am andern Morgen nach Leon fragte, ersuhr ich von einem alten Knechte, daß der Sennor verschwunden sei und aller Wahrscheinlichkeit nach bereits einige Stunden nach Mitternacht die Hacienda verlassen habe.

Ich stuzte, und ein unbestimmter Verdacht begann in mir aufzusteigen; als ich aber die Sennorita ansuchte und ihr mittheilte, was ich soeben erfahren hatte, erschraf sie tödtlich und sagte:

„Er führt Schlimmes im Sinne, das merkte ich schon.“

gestern, als er mit einem Male so zärtlich that. Freilich sahste ich ihm mit gleicher Münze, aber heute müssen wir auf unserer Hut sein!

Da es nun freilich nicht mehr an der Zeit war, noch länger die Rolle des vornehmen Reisenden zu spielen, so gestand ich ihr die Wahrheit, und jetzt staunte ich über ihr Benehmen, ja, ich bewunderte dasselbe.

Daß ich mich als ein flüchtiger Matrose entpuppte, machte offenbar nicht den mindesten Eindruck auf sie, bezüglich meiner Standesveränderung nämlich, dagegen begriff sie rasch die Gefahr, in welcher ich schwebte.

Aber sie rang weder die Hände, noch stieß sie weinend Beschlagen aus, sondern sie sagte:

Ohne Zweifel hatte er es gestern vorläufig nur auf Ihr Geld abgesehen, aber mein vielleicht allzu freundliches Benehmen gegen Sie reizte ihn. Er ist zur Stadt gegangen, um Sie zu verrathen und gleichzeitig den Preis zu verdienen, den man ohne Zweifel für Ihre Habhaftwerdung aussetzte.

Es wird nicht lange anziehen, so erscheint er wieder, aber in Begleitung von einem halben Duzend berittener Polizeidiener, und es ist um Sie geschehen, wenn Sie nicht sofort das Weite suchen.

Freilich war das einleuchtend, auch das, daß ich die Kleider wechseln mußte, um nicht allenthalben sofort erkannt zu werden, und nachdem sie mir eine Truhe mit den Kleidern ihres verstorbenen Vaters geöffnet hatte, ging sie, mir ein Pferd satteln zu lassen.

Zehn Minuten später fand mich die wiederkehrende Sennorita als vollständigen Chilenen, in der dunkelblauen, zu jener Zeit fast noch allgemein gebräuchlichen, mit Schnüren geschnittenen Jacke, dem Poncho, und den wulstigen Reit-Gamasen. Sie verschloß meine abgelegten Kleider und sagte:

Jetzt fort, und Gott schütze Sie!

„Wohin?“ fragte ich ziemlich kleinlaut.

Nach Casa blanca zu meiner comadre Inez. Wenn Sie Ihr dieses geben, läßt sie Blut und Leben für Sie!

Ich kannte natürlich jenesmal die festen Beziehungen noch nicht, welche hier im Lande Gevatterleute, compadre und comadre, aneinander knüpfen, leider aber kannte ich noch mehr nicht, zum Beispiel den Weg nach diesem Casa blanca und die Art und Weise, wie die Gevatterin Inez zu finden. Indem ich daher das Stückchen Papier einsteckte, auf welches sie ihren Namen gekritzelt hatte, fragte ich:

Sie zeigte mit der Hand nach einer gewissen Richtung:

Dort liegt Casa blanca, und meine comadre wohnt rechts, im sechsten Hause. Es ist nicht zu fehlen!

Ich schloß sie nun in meine Arme und drückte den Kuß der Weiche oder der Dankbarkeit auf ihre Lippen, und dann drängte sie mich zur Thür.

Zehn Minuten später hatte ich, nach der gegebenen Richtung hin jagend, die Hacienda fast aus den Augen verloren. Zwanzig Minuten später sah ich dafür hinter mir einen Trupp von sechs bis acht Reitern, welche ohne alle Zweifel eifrig bemüht waren, meine nähere Bekanntschaft zu machen.

Nach weiteren fünf Minuten machte ich die Bemerkung, daß diese lieben Leute mir näher und näher kamen, und da ich ein treffliches Pferd hatte, so war daraus die Lehre zu ziehen, daß ein besserer Reiter auch auf geringerem Pferde einem weniger geübten überlegen ist.

Nun trieb ich mein Thier mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, und hatte wenigstens die Gemuthung, zu sehen, daß meine Verfolger mir nicht näher kamen.

Was ich dachte, was ich fühlte, was ich sah?

Nun, meine verworrenen Gedanken mögen die gewesen sein, ein bei besser gewesen wäre, in Europa oder endlich an Bord geblieben zu sein, als mich hier zu Tode heßen zu lassen. Was ich fühlte, war die Sonne, welche ihre glühenden Strahlen stets glühender niederzufenden begann, und was ich sah, war in nächster Nähe Dornesträucher, in einiger Entfernung bewaldete Berge, die Cordillera de la costa, in weiter Ferne aber die Cordillera alta.

Es war in der That eine heitere Gegend an jenem Morgen!

Endlich aber sah ich noch Etwas, das nämlich, daß die hinter mir sich wieder bedrohlich näherten, waren nun meine Kräfte oder die meines Pferdes erschöpft, es blieb sich das gleich, und zum Ueberflusse machte ich jetzt noch eine zweite Bemerkung, welche darin bestand, daß meine Verfolger sich theilten und ohne Zweifel beabsichtigten, da sie meine Erschöpfung gewahr wurden, mich in einen Kreis einzuschließen, weil wahrscheinlich der ausgesetzte Preis auf meine Auslieferung im lebendigen Zustande bestimmt war.

Fast gleichzeitig aber sah ich nun in der Ferne weiße, in der Sonne leuchtende Häuser, Casa blanca! Denn in der That hat die Dorfschaft, oder das Städtchen, seinen Namen von seinen blendend weißen Häusern.

Gab mir das frische Muth, oder trug der Versuch meiner Feinde, mich wie ein Wild einzukreisen die Schuld, ich weiß es nicht, aber wie rasend slog ich jetzt dahin, ich erhielt wieder einen gewissen Vorsprung und hatte die ersten Häuser von Casa blanca glücklich erreicht, während meine Verfolger wohl noch fünfzehn Minuten bedurften, bis dorthin zu kommen.

Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen!

Ein Reisender, welcher in einem polnischen Dorf übernachtet und schlaflos auf seinem Lager liegt, glaubt plötzlich in der Ferne einen sonderbaren Lärm zu hören. Er steht auf und tritt ans Fenster.

Der Lärm wiederholt sich, und offenbar in geringerer Entfernung, als vorher, es ist ein grauenhaftes Gemenge von Tönen, halb ein Schreien, halb ein Geheule.

Jetzt erscheint ein Reiter am Anfange der langen Straße, die das Dorf bildet.

Er springt in wüthender Hast einher, und der Reisende am Fenster erkennt in der klaren Mondnacht deutlich seine angstverzerren Züge, doch aber hält er an einem der Häuser, rufend, an die Thüre pochend, um Einlaß flehend, aber man öffnet ihm nicht, da Alles im tiefsten Schlafe liegt.

Dann fruchtlos derselbe Versuch an einem zweiten und dritten Hause, und jetzt jenes furchtbare Geheule, in nächster Nähe, am Eingange des Dorfes.

Der Reiter sucht nun nicht weiter Einlaß zu gewinnen, sondern springt in rasender Eile weiter und verläßt das Dorf. Am Eingange der Straße aber erscheint jetzt auf der blendend weißen Schneedecke ein dunkles, rasch näher kommendes Haupt, ein einzelner Gestalt, stumm, lautlos, schattenähnlich.

Es ist ein Rudel Wölfe, welche den Reiter verfolgen, der nirgends Einlaß fand.

Einen Augenblick halten auch sie, schnuppernd und stöbernd, an den Stellen an, wo der Verfolgte Rettung gesucht, und dann verlassen sie das Dorf, still, geräuschlos und unhörbar auf der weichen Schneedecke dahin huschend, wie sie gekommen, und verfolgen ihre Beute weiter.

Einmal noch hörte der Fremde am Fenster ihr grausiges Geulen, dann ist es stille, des andern Tages aber fanden die Bauern, eine viertel Stunde weit vom Dorfe, einige abgenagte Knochen von Roß und Mann, und einige, selbst für Wölfe ungenießbare Fragmente von Lederzeug.

Meine Lage war eine ähnliche.

Zwar schien, statt des polnischen Mondes, die chilenische Sonne, und statt eines Rudels Wölfe war eine Meute Polizisten auf meiner Fährte, aber auf der endlos langen Straße, welche durch Casa blanca führt, war keine menschliche Seele zu sehen und jede Thür fest geschlossen.

In heißer Tageszeit lieben es die Chilenen, sich hübsch in ihren Häusern zu halten.

Gleich jenem von den Wölfen aufgehassten Reiter hielt auch ich einmal an, um nach dem Hause der Gevatterin Inez zu forschen, da aber eben alle Thüren geschlossen, jagte ich weiter, rast- und rathlos, denn es war klar, hatte ich außerhalb Casa blanca und auf freiem Felde meine Verfolger abermals hinter mir, so war ich in kurzer Zeit ihre Beute.

Da half mir Gott aus meiner Noth.

Fast ganz am Ende der Straße stand der Flügel eines Hofthores offen, und im Hofe selbst sah ich einen Mann an einem Brunnen beschäftigt.

Mit einem Sage war ich drinnen, vollständig die Höflichkeitformel außer Augen lassend, welche hier im Lande gebietet, vor jeder Thüre rufend, um die Erlaubniß zu bitten, eintreten zu dürfen.

„Helft mir!“ rief ich, „rettet, verbergt mich, ich werde verfolgt.“

„Wer verfolgt Euch?“ jagte der Mann.

„Die berittene Polizei!“

„Seid Ihr ein Spanier?“

Meine Aussprache erschien ihm wohl nicht chilenisch genug, und die Spanier haßte man, namentlich zu jener Zeit noch, wie die Sünde.

„Ich bin ein Deutscher!“ rief ich.

„Ah!“ jagte der Mann, mit der Faust drohend, „diese verdammten Hunde!“

Um Irrungen zu vermeiden, muß ich indessen bemerken, daß er hiermit nicht unsere vortreffliche Nation meinte, sondern seine eigenen Landsleute, die Polizeipolizisten, denn in allen Ländern der Welt, in welchen Etwas besteht, was auch nur entfernt einer wirklichen Polizei ähnlich sieht, haßt man dieses Etwas und sucht es nach besten Kräften hinter das Licht zu führen.

„Steigt ab,“ sagte er nun, indem er gleichzeitig das Hofthor schloß, und dann zu meinem Pferde tretend und das demselben aufgebrannte Zeichen betrachtend, setzte er hinzu:

„Es gehört der Sennorita Lopez?“

Ich bejahte, zeigte den für die comadre Inez bestimmten Zettel auf und fügte flüchtig noch einige weitere Andeutungen hinzu, und jetzt begann er rasch mein Pferd abzusetzeln, pfiß dann und befahl einem sofort aus dem Hause kommenden jungen Mädchen, welches wohl gelauscht haben mochte, das Pferd zu einem Nachbar zu führen, dessen Namen er bezeichnete.

Während dieser Befehl durch eine Hintertür und nach der Seite gegen das Feld hin ausgeführt wurde, hörten wir jetzt plötzlich die Diener der Gerechtigkeit, wie wahnsinnig, außer auf der Straße vorüber jagen, und mein Beschützer machte spöttlich lächelnd das bekannte Zeichen der Verhöhnung, indem er den Daumen an die Nase setzte und die vier Finger der Hand weit ausspreizte:

„Ihr werdet den Teufel fangen,“ jagte er, „aber nicht diesen Caballero, den Gott mir gesendet hat, um ihn aus Eueren Klauen zu retten.“

Dann jagte er mir, daß meine Verfolger sich kaum vertrauen würden, nach mir bei den Einwohnern des Fleckens zu suchen, geschähe es aber doch, so würde man bei seinem Nachbar, dem er das Pferd geschickt, ohne Zweifel das Oberste zu Unterst kehren und dann mit Schande abziehen, denn,“ setzte er hinzu, „das ist ein geriebener Bursche, nicht besonders höflich, aber der beste Lügner weit und breit.“

Eine Stunde später sah ich mit dem Sennor Arrago, so nannte sich mein Retter, mit seinen beiden Töchtern Chola und Cruz, und endlich mit der Gevatterin Inez zusammen und erzählte von den Wundern Europas.

Von den wunderschönen Kleidern, welche man dort trägt, und von den Schaufenstern, hinter welchen Seidenstoffe, Spitzen, Bänder und Alles, was das Herz entzückt, aufgestapelt liegen. Vom Theater, von Concerten und Ballen, von den prächtigen Soldaten und ihren nicht weniger prächtigen Uniformen, und als mir endlich Nichts weiter einfiel, begann ich, wie der Nachbar des Sennor Arrago, wacker zu lügen und ertete hierdurch noch größeren Beifall ein, als vorher durch die Wahrheit.

Aus Dankbarkeit für meine Erzählung, theilten meine drei neuen Freundinnen mir nun ebenfalls mit geläufiger Zunge den neuesten Dorf- und Stadtklatsch mit, mir, der ich zwei Tage lang im Lande war.

Höchst interessant war mir indessen, was sie von der Sennorita Lopez erzählten, und diese ihre Berichte trugen unverkennbar den Stempel der Wahrheit und bestätigten Alles, was sie mir selbst mitgetheilt hatte.

Leon Norio war mehr als leichtsinnig, er war schlecht, und nachdem er sein Vermögen vergeudet hatte, war er ein Schuldenmacher, Spieler und wohl noch Schlimmeres geworden, und führte er die Lopez wirklich heim, so sah das arme Ding der unglücklichsten Zukunft entgegen.

Ich hatte den Frauen Alles, was mir in den letzten Tagen begegnete, erzählt, und Inez sagte jetzt:

„Als er Geld bei Ihnen sah, war sein erster Gedanke, sich dessen zu bemächtigen und Sie alsdann zu verrathen. Die Freundlichkeit aber, welche meine arme Gevatterin gegen Sie an den Tag legte, reizte ihn, und er eilte zur Stadt, um der Polizei Ihren Aufenthaltsort zu verrathen, zugleich den Preis zu verdienen, welchen man auf Ihre Habhaftwerdung gesetzt hat und eben so ein Mittel mehr in der Hand zu haben, meine

Gevatterin zu zwingen, ihm ihre Hand zu reichen, da er sie als eine Mitschuldige Ihrer Flucht angeben kann.“

„Sehen wir jetzt,“ jagte der Sennor Arrago, „wie die Sachen stehen, und lassen Sie mich dann einen Vorschlag machen. Kaum werden Ihre Verfolger den Versuch machen, Sie hier in Casa blanca aufzufuchen, obgleich sie wohl sicher vermuthen, daß Sie irgendwo hier versteckt sind.“

Aber sie werden sich heute noch draußen umhertreiben und lauern, ob Sie vielleicht nicht Ihre Zufluchtsstätte verlassen.

Ohne Zweifel aber kehren sie morgen nach Valparaiso zurück, melden, was geschehen, und ist Ihr Capitän besonders erpicht auf Ihre Habhaftwerdung, so werden sie mit geschärften Befehlen zurückkehren, und dann wird hier im Orte eine strenge Durchsuchung angeordnet werden, welche wir indessen nicht abwarten wollen.

Sie bleiben heute hier, morgen aber gebe ich Ihnen ein gutes Pferd und eine Peile an einen Freund in Curacavia, bei welchem Sie sicher sind, und der Sie, sollte es nöthig werden, mit Leichtigkeit noch weiter ins Land schaffen kann. Kaum aber wird es nothwendig sein.

So lange Ihr Schiff im Hafen liegt, suchen unsere Leute mit Leidenschaft nach Ihnen, ist Ihr Capitän aber wieder in See gegangen, so kümmert sich keine Seele mehr um Sie, und Sie dürfen sich dann ungeschert allenthalben zeigen. Ich kenne das genau.“

Das Glück wollte mir in der That wohl, ich war zu braven und wackeren Leuten gekommen, fast alle Sorge war von mir gewichen, und in dem Grade, in welchem das Gefühl der Sicherheit in mir wuchs, steigerte sich auch meine Heiterkeit, ich scherzte und trieb Pöffen, und wäre die heilige Hermenand auf den Einfall gekommen, mich bei dem Sennor Arrago zu suchen, so hätten wir ihr kommen wohl erst beim Eintreten in die Stube bemerkt.

Wohl ausgerüstet mit Allem, was mir mein Beschützer des Tages vorher verprochen, verließ ich am andern Morgen, das heißt zwischen neun und zehn Uhr, nachdem ich Abschied genommen und Inez gebeten hatte, der Sennorita Lopez meinen Dank auszudrücken, Casa blanca.

Der Weg nach Curacavia ist, von Casa blanca aus, nicht zu fehlen und zugleich hübscher, als der von Valparaiso nach dem eben genannten Flecken. Zwar herrscht stets noch die Espina vor, doch aber wird es „südlischer“, wenn es erlaubt ist so zu sagen.

Hügeliges Land unterbricht hier und da die Ebene, kleine Landseen blitzen im Strahle der Sonne, und der Weg führt an Gehölsen vorüber oder durch dieselben, in welchen der Europäer einen fremdartigen, aber zierlichen Baumschlag bewundert, und welchen der schöne rothbrustige Staar belebt.

Dann sieht man zwischen noch unbebautem, herrenlosem Lande größere und kleinere Hacienden, hier und da ein Dorf, und während man im Rücken die Küstencordillera hat, den längs der See verlaufenden Gebirgszug, erhebt sich vor uns, wenn auch noch in weiter Ferne, die hohe Cordillera, deren schneebedeckte Gipfel in der Sonne glänzen, und die uns die Wunder ahnen läßt, die ihre Schneefelder, ihre Schluchten und Thäler und ihre ewig thätigen Vulkane bergen.

Höher gegen Curacavia hin raubt uns ein bewaldeter Gebirgszug den Blick nach der Cordillera alta, dafür aber erzählt er unserem Herzen liebe Dinge aus der Heimath, er spricht von den Waldbergen, die wir in unserer Jugend durchstreift, von den Träumen, die wir dort geträumt, von den Hoffnungen, die wir gehegt, und vielleicht flüstert er auch leise ein paar Worte von unserer ersten Liebe.

Ich weiß einen Gewissen, dem es ganz absonderlich zu Muth geworden, als er jene bewaldeten Höhen bei Curacavia erblickte, die einem deutschen Walde so ähnlich sehen!

Beliebt es uns etwa sentimental zu werden?

Fast wollte es scheinen, als sei dazu keine Zeit, denn mit einem Male erblickte ich in einiger Entfernung einen einzelnen Reiter auf einer kleinen Anhöhe halten, der mir verzweifelte Aehnlichkeit mit gewissen Leuten zu haben schien, welche mir gestern so große Aufmerksamkeit bewiesen.

Ich hielt erschrocken an, und bemerkte jetzt einen zweiten, zwar weiter entfernt, dafür aber schien mir an dessen linker Seite etwas in der Sonne zu blitzen, was wie ein Säbel aussah.

Der Sennor Arrago hatte den Schlingeln Unrecht gethan, sie waren nicht nach Valparaiso gegangen, um Meldung zu machen, sondern hübsch auf ihrem Posten geblieben, um die gestern unterbrochene Jagd heute fortzusetzen.

Da aber keiner von den Weiden vorläufig Miene machte sich mir zu nähern, so ritt ich in mäßiger Schnelle vorwärts, überlegend, was zu thun sei, und da mir ohne Zweifel die Rückkehr bereits abgeknitten war, so beschloß ich, auf gut Glück hin meinen Weg zu verfolgen, der eben jetzt durch ein kleines Gehölze führte und mich den Blicken der beiden Bursche entzog.

Plötzlich aber stuzte ich und hielt abermals an.

Mir zur Rechten ertönte Hufschlag, und einige Secunden später hörte ich deutlich, daß mehrere Reiter sich mir mit rasender Schnelle näherten.

Ich stieß einen dumpfen Fluch aus, und noch heute erinnere ich mich, daß das Gefühl des Bornes mächtiger über mich kam, als das des Schreckens.

So hatten sie mich also dennoch überlistet, eingekreist wie ein Wild, und eilten jetzt herbei, ihre Beute in Empfang zu nehmen!

Was hätte ich in jenem Augenblicke für eine gute, deutsche Waffe gegeben!

Nun, ohne Zweifel mein Leben, denn ich hätte mich auf den ersten gestürzt, der herangekommen wäre, und ihn getödtet — und wohl auch noch einige Andere, lebendig aber sollten sie mich nicht bekommen haben.

So war ich wehr- und waffenlos, offenbar wäre ein Versuch zur Flucht ebenfalls ohne allen Erfolg gewesen, und ich legte deshalb die Zügel auf den Hals meines Pferdes, schlug die Arme heroisch übereinander und beschloß die Herankommenden mit einem verächtlichen, gellenden Gelächter zu empfangen.

(Schluß folgt.)

Stiller Besuch.

Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von Karl Hoff.

Der Titel des Bildes, welches eine feine Pierde der letzten großen Kunstausstellung zu Berlin war, ist treffend gewählt. Ein stiller Besuch ist es und in einem stillen Hause bei einem stillen, für ewig schweigenden Bewohner, was der lebenswürdige Düsseldorf'sche Meister darin mit so eindringlicher, tiefbewegender Wirkung und doch mit so einfachen Mitteln schildert. Es theilt den schönen Vorzug der meisten Gemälde seines Autors, der heiteren wie der ernsten, die Situationen und die Seelenerregungen, welche es darzustellen gilt, in knapper Form, ohne jeden Anflug an theatralisches übertriebenes Wesen, ohne jede heftige stark betonte Mienen- und Geberden Sprache klar und darum nicht weniger eindrucksvoll in seinen Gestalten zum Ausdruck zu bringen. Hoff liebt die leisere Rede eines feingebildeten, wohlgezogenen Geistes. Allen declamatorischen Lärm, jeden rohen und derben Klang vermeidet er in Lust und Lachen, wie in Weh und Herzleid.

Dies Bild aber ist so stumm und beredt, so still und bewegt zugleich, wie wenige. Das feierlichste Schweigen, welches die Natur kennt, das des Todes, ist darüber hin gebreitet; kühl und schauernd wie die Luft des Zimmers, in welchem eine entseelte Menschenhülle des Sarges harret, weht es den Beschauer daraus an.

Welcher Gestalt diese Hülle ist? Wem sie angehörte? Der Maler scheint uns in seinem Bilde einen sehr geringen Anhalt zu geben, um das zu bestimmen, und überläßt es unserer Phantasie, es zu errathen. Aber es ist nicht schwer. Nicht alle drei Personen der Gruppe sind Besucher im eigentlichen Sinn. Die ältere Frau ist hier zu Hause. Jene im Tode erstarrete, geliebte Gestalt, welche dort, dem Beschauer unsichtbar, auf dem letzten Lager ruht, das liebende Hände noch mit frischen Kränzen schmückten, ist sicher ihre eigene junge Tochter.

Der Tod ist ein schlechter Porträtmaler, sagt Goethe mit vollem Recht. Wir erlassen es dem Künstler gern, uns das Antlitz zu zeigen, auf welches die Vernichtung bereits ihren Stempel geprägt hat.

Aber wenn er es dem Beschauer des Bildes verbirgt, — für jene dort und die „stillen Besucher“ ist es unterborgen. Sie blicken voll auf das bleiche, stumme Antlitz nieder, das sie vielleicht noch vor so kurzer Zeit, vom frischen Roth der Gesundheit durchglüht, in Lebenslust und Kraft lächeln sahen. Den kleinen Waben hinter den beiden Frauen, der mit der jüngeren gekommen ist, überschleicht jene seltene, bängliche Ehrfurcht, mit welcher die ernste, traurige Majestät des Todes die Kinderseele durchschauert. Er wagt kaum, mit den derben Schuhen aufzutreten, und erschrickt, wenn seine nagebeschlagenen Sohlen auf dem Boden klingen. Die Alte hat kaum noch Thränen mehr. Sie hat so viel geweint in ihrem bitterlichen Jammer während der letzten zwei Tage und in den Stunden qualvoller Angst, welche der letzten, schrecklichsten vorausgingen. Aber wenn sie nun wieder herantritt an das weiße Bette in dem stillen Zimmer mit dem offenen Fenster, den Vorhang zurückschlägt, ihre vom Weinen gerötheten Augen sich wieder auf das kalte, regungslose Gesicht senken, und alles Erinnern und das ganze Gefühl des Verlustes wieder in dem Mutterherzen aufsteigt, — dann hebt sich ihr die Brust wieder vom krampfhaften, halberstickten Schluchzen, — fast der einzige Laut, der in der stillen Kammer hörbar wird.

Die junge, schlankte Nachbarin neben ihr, die zum letzten stillen Besuch bei der verstorbenen Gespielin ihrer Kinderzeit an deren letztes Lager getreten ist, steht geknickten Hauptes in stummer Ergriffenheit da. Ihr jugendlicher blonder Kopf athmet das frische, gesunde, blühende Leben. Aber hier sieht sie die Bestätigung des Bibelwortes vor sich: Alles Fleisch ist wie Heu! Und auch durch ihre sonst so muntere Seele klingt vielleicht eine Mahnung, wie die jenes wunderbar trüblichen, ahnungsvollen Liedes: „Ein Tännlein grünet wo, wer weiß, im Walde, ein Rosenstrauch, wer sagt, in welchem Garten? Sie sind erlesen schon, den' es, o Seele! auf Deinem Grab zu wurzeln und zu wachsen.“

Ludwig Pietsch.

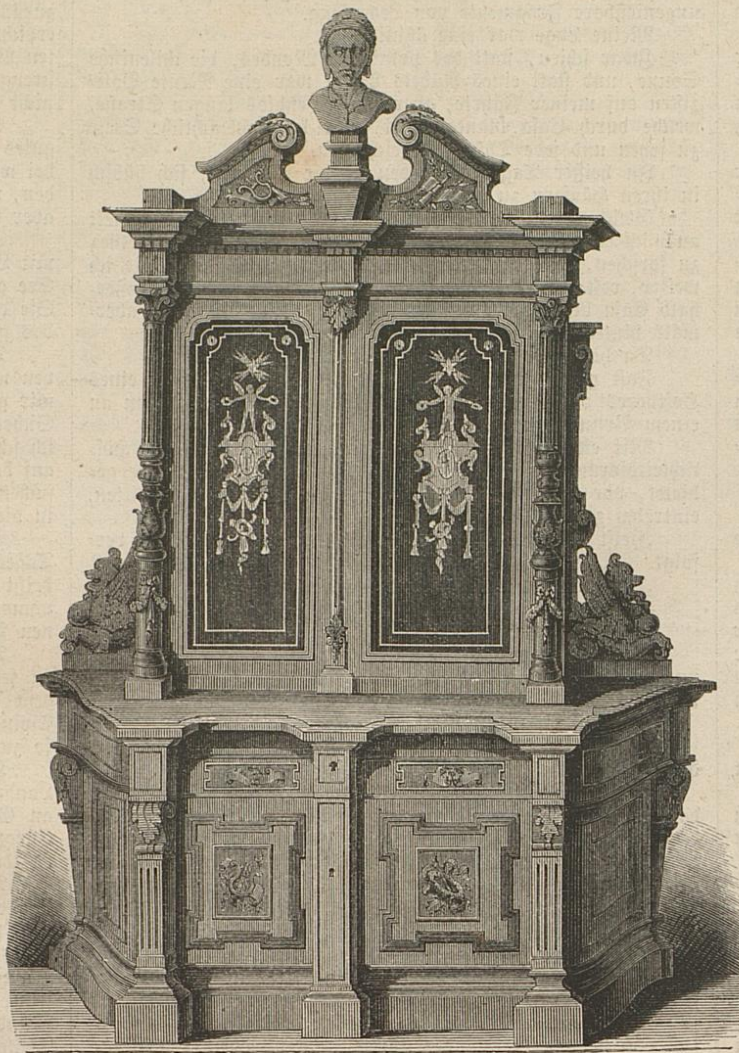
Widerspruch in Kleinigkeiten.

Von Frau von H.

„Wir werden uns ewig lieben und sehr glücklich mit einander sein,“ so lautete das Horoskop, welches mir mein Geliebter kurz vor der Hochzeit stellte und das er, mich umschlingend, aus des Frühlings Sonnenpracht und den tausend lichten Blütensternen, die wir, im grünen Laubeneckchen flüsternd, bewunderten, heraus zu lesen schien. „Wir werden sehr glücklich sein und uns ewig lieben!“ — Das klang mir sehr einfach und klar, alle Aber und Wenn ausschließend, und doch hatte der mit dem Rosenrecepter der Liebe Gebietende einen Nachsatz auf der Zunge, der in folgenden Worten zur Aussprache kam: „Dazu gehört freilich, mein Kind, daß wir uns nehmen, wie wir sind, mit einem Worte, daß wir auf unsere kleinen Schwächen Rücksicht nehmen. So ist zum Beispiel, ohne daß ich mir damit schmeichle, mit mir vorzüglich auszukommen; ich bin bescheiden in meinen Ansprüchen, werde mich in den Hauptsachen mit Vergnügen vor Allem nach Deinen Neigungen richten, — nur um Eins bitte ich Dich, mein Schatz, befolgst Du dies, so bin ich Wachs in Deinen Händen: widersprich mir nicht in Kleinigkeiten!“ „Widerrück in Kleinigkeiten“, sang der Fink über uns im Hollunderbusch; — „Sum sum in Kleinigkeiten“, brummte die Biene und holte eine winzige Portion aus dem winzigsten Gänseblümchen, das Weilchen duftete, der Himmel lachte, und das Auge des Geliebten strahlte

mit ihm um die Wette. Wem hätte da nicht Jedwedes außer der Liebe als Kleinigkeit erscheinen sollen? Ich versprach nie widersprechen zu wollen, und natürlich besiegelten Küsse das neu geschlossene Bündniß. „Nicht widersprechen in Kleinigkeiten“ — ich sollte bald erfahren, wie viel schwerer Praxis ist, als Theorie.

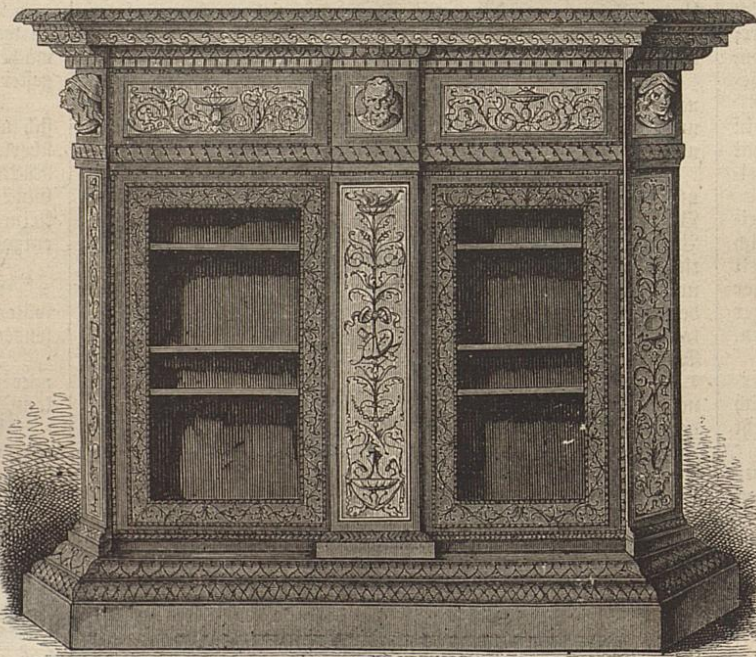
Die Welt der Frau beruht zum großen Theil auf Kleinigkeiten; mit tausend unscheinbaren Diensten und Opfern nährt sie die gleich der ewigen Lampe im Tempel stets leuchtende Flamme der Behaglichkeit im Heiligthum des eigenen Haus-



1. Ebenholz-Bibliothek mit matteingeflissener Verzierung auf den Glashüren von Lorelli in Florenz. (Siehe Seite 224 d. Bl.)

standes. Die einfachste Beschäftigung ist ihr wichtig und ein Ring in der Kette täglicher Obliegenheiten; wie doppelt schwer also gerade im Kleinen, Einzelnen auch schweigen zu können, die Zunge zur Ruhe zu verweisen, welche in den Auseinandersetzungen der einfachsten Dinge am geistigsten ist und, sagt man, sogar die der Männer, was derartige Beredsamkeit betrifft, meist zu überflügeln weiß.

Solche Betrachtungen haben mir im Anfang bei manchem Widerspruch angenehm entschuldigend zur Seite gestanden und mich vor mir selbst mit dem Märtyrergewande bekleidet; waren aber die traurigen Stunden vorbei, welche wenige unüberlegte Worte geschaffen, und hatte sich aus dem Schmelzofen der Wehmuth neue warme Liebe für den Gefährten geläutert, dann erstand mit dem Nachdenken auch der Nachsatz zu den vorher gestellten Betrachtungen, welcher also lautete: „Wessen Haupt-



2. Geschnitzter Schrank in dunkeln und hellem Nußbaumholz von Luigi Frullini in Florenz. (Siehe Seite 224 d. Bl.)

mission nur durch Kleinigkeiten Glück zu spenden, dessen Pflicht auch in Kleinigkeiten dem Schmerz zu wehren.“ Der Widerspruchgeist der Frauen spielt eine Rolle in der Literatur; Gellert's Fabel von dem Hekt, der doch nicht blau, ist nicht das letzte Reimwerk, zu dem ein widersprechend Weib der dichterischen Feder Stoff geliefert. —

Daß der Mann dem Weibe widersprochen, hat meines Wissens noch kein Vers besungen.

„Durch Nacht zum Licht“, hieß es bei mir, ehe ich die Wichtigkeit des Gebotes „Widerpruch nicht in Kleinigkeiten“ für die Wohlfahrt des trauten Heims einsehen lernte. Jetzt weiß ich, was dabei zu gewinnen, zu verlieren und kenne bis jetzt keinen Wahnpruch, welchen ich meinen Töchtern lieber als beste Ausstattung in den Ehestand mitgeben möchte, als die Warnung: „Kind, sei demüthig vor Allem im Kleinen, widersprich Deinem Mann nicht in Kleinigkeiten!“

Des Mannes Haus ist seine Burg, die ihn in unersenen Zeiten nicht mehr zu schützen braucht vor dem Dräuen kriegerischer Waffen, nein, darin er vor Allem vor den Wunden bewahrt sein will, welche ihm die Welt draußen, während er für uns schafft und sorgt, mit tausend kleinen Nadelstichen beibringt.

In den Mauern des eigenen Daheim's sucht er die Freiheit, welche der Frau nur allzuleuchtend meist aus dem bunten Weltgetriebe entgegenwinkt. Des Herdes lichte Flamme mit immer neuer Nahrung zu versehen, bringt er Opfer und kämpft um die Erhaltung des Hauses, der Familie. Wohl ihm, wenn, sowie er die Schwelle seiner Burg überschreitet, er auch mit Stod und Hut Sorg' und Unruh, die bis zur Schwelle Geleit gaben, ablegen kann! Das zu bewirken gilt es unsere Hauptpflicht in unzähligen Kleinigkeiten zergliedert auszuüben:

„Wer etwas Treffliches leisten will, hält' gern etwas Großes geboren. Der sammelt still und unerschläft In kleinsten Dinge die größte Kraft.“

Einmal streitende Erwiderungen zurückhalten, heißt schon zu Gunsten des nächsten Mals die Kraft sammeln; Uebung thut viel, und frei sind wir doch erst im wahren Sinne des Wortes, wenn wir nicht mehr Sklaven unserer eigenen Schwächen sind. Durch kleine Geschäftspflänzchen wird der Gegner wohl ermüdet, aber nicht geschlagen.

Zersplittern wir die Waffen unserer Ueberredungskunst in Kleinigkeiten, wie sollen sie dann scharf und schneidig bleiben, wenn es ernsthaft gilt als Freundin und Gefährtin des Mannes mit ergänzenden Eigenschaften auf sein Urtheil einzuwirken. Nur eine Frau, welche ohne Heftigkeit nach ihrer Naturbestimmung mit sanfter gelassener Milde zur Seite des Mannes steht, gewinnt wahren und, je unbewußter und bescheidener ausgeübt, desto dauerndern Einfluß auf das Seelenleben des Mannes. Schon die Bibel lehrt uns mit einem „stillen Wandel ohne Worte“ auf unsere Männer einzuwirken; sie warnt: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten;“ mit den schönen Worten

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan“

schließt Goethe einen Band seines Meisterwerkes, und in der kostbaren Perlenkette arabischer Sinnsprüche glänzt hell der beherzigenswerthe Gedanke „Am Baume des Schweigens wächst als Frucht der Friede.“

Also ein edles Weib schweige zur rechten Zeit! — und doch, wie gefällig schmiegt sich selbst solch ein bestimmter klarer Begriff in hundert Veränderungen der Stimmung des ihn Anzühenden an! also laßt uns lieber sagen: „schweige recht zur rechten Zeit.“ Manche Dichter versuchen mit Unrecht trotziges Aufwerfen rother Lippen, Aufstampfen eines zarten Fußes, verächtliches Zucken marmorweißer Schultern ästhetisch darzustellen. Sie reißen damit das Bild des Weibes mit dem göttlichen Beruf, zu dem es die Vorlesung geschaffen, geradeaus aus dem Rahmen der Poesie heraus. Die zarter geschnittener Gesichtszüge der Frau verstehen sich besonders gut auf die Kunst Worte zu setzen. Sie erscheint sich äußerst tugendhaft, weil sie vielleicht schweigt, kann sich aber nicht versagen, Einwendungen wie „Was mach' ich mir daraus?“, „Rehre vor Deiner Thür!“, „Ich thue es doch nicht“, „Sag' was Du willst“, „Ich habe doch recht“ u. s. w. mimisch darzustellen. Der Stoff für solche Sätze wäre unerschöpflich; — sie nehmen sich schlecht auf dem Papier aus, und aber, liebe Schwestern, noch viel unschöner spiegeln sie sich auf noch so reizenden Gesichtern. Diese stumme Sprache gehört ganz gewiß zu dem Widerspruch in Kleinigkeiten, ja, sie ist viel gefährlicher, als das doch wenigstens noch ehrlich und klar ausgesprochene Wort.

Der sonst so edle Satz „Reden ist Silber, und Schweigen ist Gold“ verliert hierbei einmal seine Wahrheit.

Freilich kann keine Frau der andern über die Behandlung ihres Mannes Rathschläge im Einzelnen ertheilen; kein Einziger gleicht dem Andern, und eine Jede liebt den Ihren mit seinen Fehlern, wie er ihr, ihr allein gibt die Liebe auch den Schlüssel für gerade das eine und theuerste Herz und predigt ihr bereitwillig, wie sie es am meisten beglücken kann. In der Liebe ist Alles recht und Alles falsch, sie ist der einzige Gegenstand, über den man keine Dummheit sagen kann, aber sie ist auch die Achillesferse, an der unser Menschenherz am bittersten verwundbar, nicht allein durch den schneidenden Stahl grausam sie bedrängender Schicksale, nein auch durch den unscheinbaren Dorn, den Duft und Schatten der Rosenblüthe früher verborgen hatten.

Die Bibel will uns sanft wie die Tauben, aber auch klug wie die Schlangen; vereinen wir beide Eigenschaften, um unsere beweglichen Zungen rechtzeitig zu fesseln und jeder Streitlust der Männer durch Mangel an Widerspruch zu begegnen, auf daß ihre Liebe zu uns immer fester und dauernder werde.

Wie zur Lawin' ein rollend' Flöckchen Schnee Anschwillt, um blühende Lande zu verheeren, — So kann ein einzig schnell gesprochenes Wort Mit eij'gem Hauch ein trautes Heim zerstören.

Es kommt und klingt, ganz wie so manches auch, Das vorher öfter straflos schon gesprochen, Doch sinkt die Brücke, die es einstens trug, Und mit ihr ist das Lebensglück gebrochen. —



Stiller Besuch.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Carl Hoff.

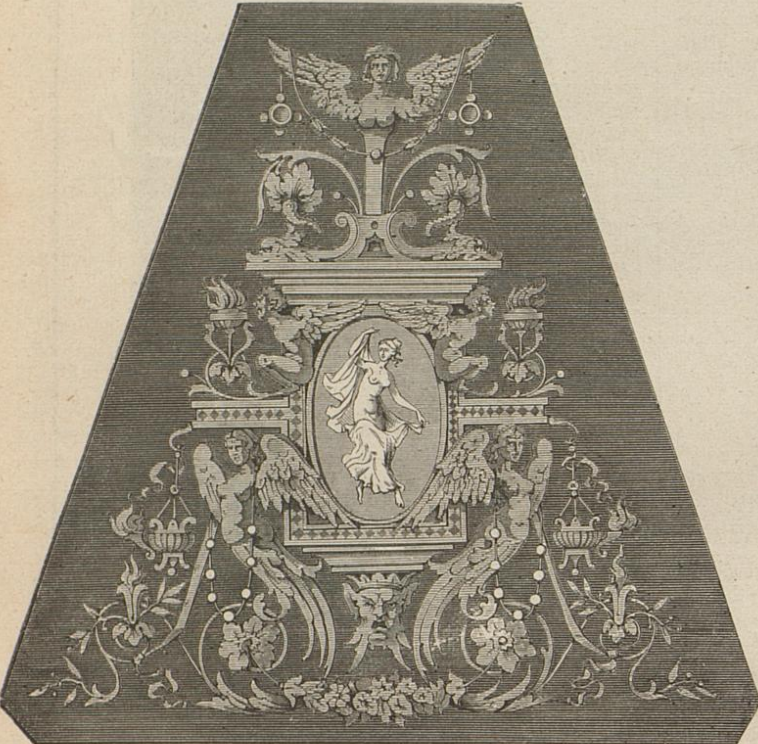
Wiener Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

IV.

Anschließend an unseren letzten Bericht geben wir heute die Abbildung einer truhenförmigen Ebenholzcassette von Battista Gatti in Rom (s. unten Abb. Nr. 3). Dieselbe ist mit den zierlichsten Eisenarbeiten geschmückt und mit einzelnen, maßvoll vertheilten Steinen von Lapis Lazuli u. incrustirt. Die einfache Grundform, welche der Verzierung ihre ungehässliche Wirkung läßt, erscheint für diesen kleineren Gegenstand ganz geeignet, und der Gesamteindruck ist ein durchaus harmonischer.

Ein schönes Muster von möbelartigem Aufbau im Renaissancestil bietet die Bibliothek aus Ebenholz von Torelli in Florenz (s. Seite 222, Abb. Nr. 1). Der Unterbau



5. Theil der Decoration einer Tischplatte in Holzmosaik von Barni in Siena.

mit den bescheidenen Consolen und den kräftig verzierten Füllungen zeigt eine gewisse tragende Stärke ohne plump zu sein; und die schlanken, candelaberartig behandelten Säulen des Oberbaues verlieren ihren ersten, architektonischen Charakter und werden zu leichten Gebirgierungen. Das Ganze ist von wohl proportionirten Voluten bekrönt mit Dante's Bronzestütze in der Mitte.

Noch möbelartiger ist der Glasschrank von Luigi Frullini in Florenz, einem Holzbildhauer ersten Ranges (s. Seite 222, Abb. Nr. 2). Die abgeschrägten Ecken und der Raum zwischen den beiden beglasten Flügelthüren gestalten sich zu flachen Pilastern, die Schublade zu einem Fries, welcher über den Pilastern Medaillons mit vorpringenden Köpfen zum Schmuck hat. Den Abschluß des Ganzen bildet eine Platte mit entsprechendem kräftigem, aber maßvollem Gesims. Der Schrank ist von braunem, die verzierten Theile sind von hellem — natürlich unpolirtem — Nußbaumholz — die Schnitzereien ganz vortrefflich. Die architektonischen Glieder erscheinen hier mit viel Geschick und Geschmack zur Holzdecoration aufgelöst und gleichsam ausgebreitet. Leider konnte die Abbildung nicht groß genug ausgeführt werden, um die Schönheit der Sculptur, auf welcher hier der ästhetische Schwerpunkt liegt, genügend wiederzugeben. Wir haben daher eine von demselben Künstler geschmückte Füllung in größerem Maßstab beigelegt, um von der energischen Lebendigkeit, der schönen stilvollen und dem Charakter der Holzschneiderei so gemäßen Behandlung einen Begriff zu geben (s. rechts Abb. Nr. 4).

Sehr schöne Arbeiten in Holzmosaik machen sich gleichfalls bemerkbar. Unter andern ein achteckiger Tisch aus dunkelbraunem Holz mit farbiger Holzeinlegung von Salvadore Barni in Siena. Die Ornamentirung ist durchaus künstlerisch behandelt, und die Modellirung, ganz zeichnerisch, nur durch einen breiten zweiten Ton angedeutet, aber mit vortrefflicher Wirkung. Wir können nur ein kleines und verkleinertes Stück der reichen Renaissance-Decoration dem Leser vor Augen führen (s. oben Abb. Nr. 5) und fügen deshalb einen Kopf in natürlicher Größe bei (s. Abb. Nr. 6), um einen Begriff von der meisterhaften Behandlung dieser Mosaik zu geben. Ähnliches und recht hübsches in Form von Kästchen, kleinen Schreibtischen u. c. ist auch von andern Künstlern ausgestellt; aber Nichts ist so im richtigen Geiste dieser Gattung aufgefaßt, wie die Arbeit von Barni.

Ueber die Entstehung der Mineralquellen.

Von K. Müller-Fürstenwalde.

Viele unserer verehrten Damen, die alljährlich genöthigt sind, zur Kräftigung ihrer angegriffenen Gesundheit die Bäder zu besuchen, verlassen das Haus, um an der Quelle neue Lebkraft zu trinken. Von den lieben Legerinnen machen sich aber gewiß Viele über die Entstehung der Quellen nicht die rechte Vorstellung. So wollen wir denn durch unser Blatt auch nach

dieser Seite hin, und soweit es für den gebildeten Laien frommt, zu besserer Würdigung der Kur einigen Aufschluß geben.

An und für sich gibt es kein reines Wasser! Nur das künstlich präparirte, nur das destillirte Wasser ist rein, d. h. frei von allen fremden, erdigen Bestandtheilen, von allen Insecten und Infusorien! Jedes andere Wasser, mag es atmosphärischen Ursprungs, also Meteorwasser sein, welches aus Thau und Nebel, aus Regen, Schnee und Hagel entsteht, mag es Tellurwasser sein, welches aus der Erde quillt, erscheint chemisch nicht rein. In beiden Wasserarten finden sich animalische, mineralische, organische, gasige Bestandtheile! Sind die letzteren Bestandtheile in genügender Menge vorhanden, so daß sie einen Einfluß auf den menschlichen Organismus ausüben, so nennt man ein solches Wasser ein Mineralwasser.

Ueber Bildung oer Mineralwasser, der Mineralquellen waren die Ansichten der Naturforscher in den verschiedenen Zeiten verschieden. Erst die neuere Zeit hat durch die Bemühungen von Bischof, Wurzer, Strube, Rose, Fresenius, Gwich Einheit in die verschiedenen Theorien gebracht. Schon Plinius der Aeltere, dem sein Wissensdrang im Jahre 79 nach Christi Geburt, wo er am Krater den großen Ausbruch des Vesuvus, der Herculaneum, Pompeji, Stabiae verschüttete, beobachtete, den Tod des Erstidens herbeizog, beschäftigte sich mit der Theorie der Quellen. In seinem großen, encyclopädischen Werke, in seiner historia naturalis (Naturgeschichte), die 37 Bände umfaßte, und zu deren Herausgabe er 2000 Bücher emsig durchstudirt, gibt er das Richtige. Er stellt, dem griechischen Philosophen Aristoteles (335 vor Christo) folgend, als Grundsatz hin: „tales sunt aquae, qualis est terra, per quam fluunt.“ Das heißt zu deutsch: „die Quellen sind gerade so beschaffen, als die Erdschicht ist, durch welche sie fließen.“

Quellen zeigen sich besonders in Gebirgsgegenden! Sie stiepen und sprudeln überall da, wo ein höher gelegenes Erdreich hinlänglich porös ist, um die Aufnahme des atmosphärischen oder Meteorwassers, des Regens und Schnees, des Thaus und Nebels, des Hagels mit einiger Bequemlichkeit zu ermöglichen. In diesen porösen Erdboden, in die Spalten und Ritzen des bergigen Erdreichs fällt das Himmelswasser und dringt vermöge seiner Schwere immer tiefer und tiefer und so lange ein, bis es auf einen festen Widerstand stößt, den es nicht überwältigen kann. Gewöhnlich besteht dieser Widerstand aus einem starken Thon- oder Lehmlager oder aus festen Granitschichten. Hier steht nun das Wasser fest! Druck aber erzeugt überall Gegendruck! Demnach wird das eindringende Wasser hydrostatisch vom Gegendruck so lange in die Höhe gehoben, bis es, zurückgedrängt, wieder an einer leichteren Erdstelle emporquillt, oder bis es durch stetiges Siedern an einer anderen meist tiefer gelegenen Stelle von leichterem, poröserer Beschaffenheit einen Ausfluß findet und als Quell zu Tage kommt.

Die Erde, die einst die atmosphärische Feuchtigkeit begierig eingefogen, gibt sie nunmehr, nachdem sie sich mit ihr chemisch verbunden, nach den bestehenden Naturgesetzen wieder aus sich heraus.

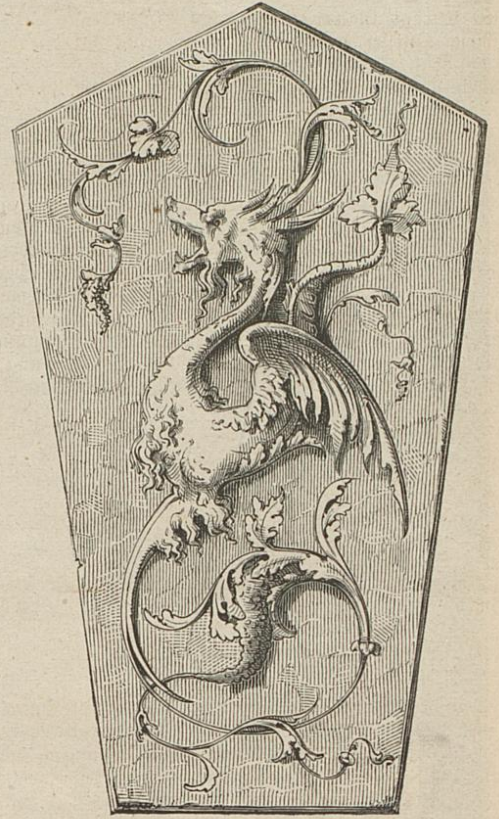


6. Detail der Holzmosaik von Barni, in natürlicher Größe.

Das frühere Meteorwasser, welches jetzt als recht eigentliches Tellurwasser, als Quell, aus der Erde zurück quillt, ist aber ein ganz anderes geworden! Es hat von den Erdschichten, die es durchdringt, die verschiedenen Be-

standtheile desselben angenommen, hat diese Erd-, Stein- und Salzmassen förmlich ausgelaugt, sich mit ihnen auf das innigste und engste verschmolzen. Längere oder kürzere, mit einem Worte chemische Zerlegungs-, chemische Auflösungsprozesse sind erfolgt, durch die das atmosphärische Wasser nach Farbe, Geruch, Geschmack ein ganz anderes, ein Heil-, ein Mineralwasser geworden ist.

Was wußte der einst in Milliarden Perlen von Baum und Palm, am todtten Gestein glänzende Thau, was der milde Mairegen, die herrlich krystallisirte Schneeflocke in der hellen, kalten Luftsphäre, was der rundliche Hagel von salzigen Bestandtheilen? Gelezt aber, diese atmosphärischen Wasser fielen in Erdschichten, die Stein-, Koch-, Bergsalz enthielten, so mäßig sie, gesättigt mit den verschiedenen Salzen und Säuren, endlich als Soolquellen zu Tage kommen. In dieser Weise nimmt das Wasser aus den verschiedenen Erd- und Gebirgsschichten salinische (salzige), alkalische (laugenhaltige),



4. Geschmückte Füllung von Frullini.

artige, Schwefel-, Eisen-, Kupfer-, Kalk- und Kiesertheile an sich, eben so auch die im Innern der Erde reichlich vorhandenen Kohlensäure (acidum carbonicum). Da haben wir denn die Entstehung der Salz-, Schwefel- und Eisenquellen!

Die Kohlensäure findet sich stets in Gegenden, die vulkanischen Ursprungs gewesen, wie in den tief eingeschnittenen Thälern der Eifel, in Brohl, am Lacher See, bei Trier, in den Pyrenäen, in Driburg, in dem westlichen Theile Böhmens, in Neapel, oder es noch sind. In diesen Brandstätten der Vorwelt zeigen sich als letzte Regung vulkanischer Thätigkeit reichliche Ausströmungen von Kohlensäure. Die Kohlensäure bildet sich aber auch noch heute im Erdinnern an Stellen, wo Kalkstein, Kreide, Marmor, Gyps, Schwefelkies, Dolomit und Spathisenstein mit kohlensaurem Kalk und (hiendem) Wasser in Berührung kommen. Hier ist die eigentliche Quellstätte für die sogenannten Sauerbrunnen, für die eisenhaltigen Säuerlinge, die den Damen bei Blutmangel, bei Nervenschwäche so gut thun. In solchen Gegenden entwickelt sich auch die Pflanzenwelt meist in üppigster Fülle. Die Kohlensäure, durch Wasserdämpfe hervorgerufen, führt den Gewächsen in der immer wärmeren und feuchten Luft einen Ueberfluß von Nahrungsstoff zu.

Die Kohlensäure aber entpringt in doppelter Gestalt. Sie zeigt sich entweder frei, als kohlensaures Gas wie in der Dunsstöhle zu Pyrmont oder in der Hundsgrotte zu Neapel, wo das Gas aus Erbspalten strömt, oder in gebundenem Zustande, mit dem Wasser verbunden, gesättigt, wie in den Brandstätten, Driburg, Selters u. s. w. Der Gehalt der Kohlensäure befindet sich im letzten Falle durch Milliarden kleiner, perlender Luftbläschen, die aus dem Wasser emporsteigen und sich an den Rändern des Quellenbassins oder der Gläser ansetzen.

In diesem Zustande nennt man die Kohlensäure eine gebundene, mit dem Wasser verbundene; strömt sie aber als Gas aus, zeigt sie sich ungebunden, in gasiger Gestalt, so ist sie frei.

Es gibt ferner kalte, warme, ja, siedende Quellen!

Die Temperatur der Quellen richtet sich mit Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse lediglich nach der Höhe oder Tiefe der Quellstätte. Je tiefer wir in die Erde hineindringen, um so wärmer wird es! Die warmen Quellen, die nach dem griechischen Ausdruck auch Thermen genannt werden, haben daher ihren Herd, ihre Quellstätte meist tief im Innern der Erde, wohin kein menschliches Auge dringt. Von 115 Fuß zu 115 Fuß nimmt in unseren Regionen im Innern der Erde der Wärmestand um Einen Grad Réaumur zu, in den heißen Zonen schon von 90 Fuß zu 90 Fuß. Der Durchmesser der Erde beträgt aber 1722 geographische Meilen, und die geographische Meile hat 23,643 rheinische Fuß! Welche Gluthige muß also im Centrum der Erde sein?! Alexander von Humboldt hat in Süd-Amerika Quellen von 90° 3' und 96° 4' gefunden. Er schätzt die Tiefe der Quellstätte unter Berücksichtigung der dortigen klimatischen Verhältnisse über 1/2 geographische Meile. Auch in Deutschland finden sich warme Quellen



3. Ebenholzcassette von Battista Gatti in Rom

wie in Burtscheid, Landeck, Warmbrunn, Teplitz, Karlsbad, Nachen, Wiesbaden, Ems, auch zu Pfäfers im schweizerischen Canton St. Gallen. Ihre Temperatur ist verschieden! Sie steigt von 30 bis 70°. Die Quellen zu Pfäfers halten den niederen, 30°, die zu Nachen den höheren, 55°, und der Sprudel zu Karlsbad und Burtscheid den höchsten Wärmegrad zwischen 60 und 70°. Natürlich wird der Wärmegrad der Quelle schon durch das Steigen aus der Quellstätte bis ans Tageslicht, während einer Höhe von 3400 bis 7000 Fuß, gemäßigt. Eben so können umgekehrt auch kalte Quellen, wenn sie sich im heißen Sommer aus ihrer nicht tief gelegenen Quellstätte der Oberfläche nähern, durch die von den Sonnenstrahlen durchwärmte Erdoberfläche wärmer werden. Die merkwürdigsten, heißesten Quellen finden sich in Massen auf Island im Territorio des großen und kleinen Geiser. Diese vulkanischen Sprudel treiben einen siedenden Wassertrahl von einem Fuß Stärke circa hundert Fuß in die Höhe!

Die in Deutschland gewöhnliche Temperatur der kalten Quellen beträgt in der Regel 7 bis 9° Réaumur. Der letzte Herd dieser Quellen würde demnach in einer Erdtiefe von 800 bis 1000 Fuß zu suchen sein.

Noch sei bemerkt, daß die Kohlensäure im freien Zustande auf die Athmungsorgane schädlich, sogar tödtlich wirkt. Thiere, die in die Dinsthöhle zu Pyrmont, in die grotta della cane zu Neapel gebracht werden, sterben nach wenigen Minuten. Hierdurch mag sich aber kein Leidender von dem kohlensauren Eiferling scherecken lassen! Denn im Wasser gebunden, als perlendes Mineralwasser getrunken, oder im warmen Bade, im gut gegohrenen Biere verwendet, wirkt dagegen die Kohlensäure höchst wohlthätig und belebend auf den menschlichen Organismus. Sie erfrischt die ermatteten, gelähmten Glieder, lindert den quälenden Durst, fördert die Verdauung, verjagt die unbehagliche Gemüthsstimmung und befördert in lindester Weise die natürliche Ausscheidung vieler kranker Stofftheile durch die Poren der Haut und die übrigen naturgemäßen Canäle.

Durch die Mineralquellen reicht uns der liebe Gott selbst die besten Arzeneien für vielfache Leiden!

Das Wahre am Wahrsagen aus der Hand.

Von Carus Sterne.

(Schluß.)

Bei einigem Nachdenken wird es deutlich, daß die Handlinien, welche doch nur die Spuren der vorherrschenden Faltungsrichtungen, wie sie verschiedene Gewohnheiten und Uebungen, oder die besondern Handarbeiten, bei denen die Hand auf ungleiche Weise bewegt und geschlossen wird, bilden, keinen bestimmten Schluß auf den Charakter erlauben werden, während dies allerdings bei den auf ähnliche Weise entstehenden Linien des Gesichtes der Fall sein kann, da hier gewisse vorherrschende Gemüthsbewegungen in ihrem Mienenspiel gleichsam dauernd ausgeprägt werden. Damit soll indessen nicht behauptet werden, daß nicht einige Grundzüge der Chiromantie gewisse Bestätigung in der Erfahrung haben könnten, denn ganz gewiß zeigt z. B. eine lebhaftere Farbe dieser Linien eine lebendigere und gesündere Natur, und eine verworrene Zeichnung oft mancherlei Mängelheiten des Lebens, so wie körperliche und seelische Leiden an. Auch kann wohl der Lebenslinie und ihrer Schwester eine gewisse Beziehung auf Körperkraft und Energie nicht abgesprochen werden, da ein mehr oder weniger entschiedener Gebrauch des Daumens (pollex), dessen Name auf domare zwingen und polleo stark sein, zurückzuführen ist, diese Linien bedingt.

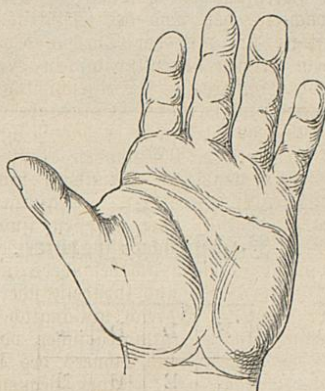
Ueberhaupt wäre das sehr voreilig geschlossen, wenn man folgern wollte, daß aus der besondern Gestalt und dem Aussehen der Hand sich gar kein Schluß auf den Charakter eines Menschen, auf seine Neigungen und damit auf seine Zukunft machen ließe. Die Hand, welche so viele Fähigkeiten des Menschen erst in die Wirklichkeit führt, ist ein so durchseeltes Organ, daß es ganz gewiß in seiner individuellen Bildung bestimmte Schlüsse auf den ganzen Organismus, dem es angehört, machen läßt. Und auch prophezeien können wird man zweifellos einer Person viel sicherer aus ihrer Hand, mit welcher sie doch beständig ihre Fähigkeiten und selbst ihre Seelenregungen äußert, als aus Kaffeejaß, Karten und dergleichen Dingen, welche absolut keine Beziehung zu derselben gewinnen können.

Diese Wissenschaft, welche aus der Hand zunächst nur die körperlichen und intellektuellen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen, seine Constitution, Temperament und Neigungen zu erforschen beabsichtigt, die Chiromantie oder besser Chiromantie genannte Wissenschaft, ist in früheren Zeiten gegen die weiter aussehende und schneller zum Ziele führende Chiromantie sehr vernachlässigt worden. Allerdings finden sich in den physiognomischen Werken von Aristoteles, Polemo und Adamantius, sowie in den spätern von Porta, Elsholtz u. s. w. nicht wenige hierher gehörige und zum Theil treffende Bemerkungen. So sagt Aristoteles z. B. daß Menschen, deren Finger am Grunde eine weitgehende flughautartige Verbindung zeigen, geringe geistige Fähigkeiten bezeichnen und furchtsam wären. Polemo führt an, daß starke Finger einen kühnen und entschlossenen Menschen kennzeichnen, und so eine Menge weiterer Einzelheiten, denen nur die systematische Begründung und Vereinerung fehlte. Vor Allem haben die bildenden Künstler in dieser Beziehung längst die feinsten Charakterzüge in ihren Händen ausgeprägt, und Niemand wird z. B. bei einer abgeschlagenen antiken Marmorhand über das Geschlecht der dargestellten Person im Unklaren bleiben, ganz abgesehen von der etwaigen Größendifferenz, die ja durch verschiedene Alter bestimmt sein könnte. Sehr merkwürdig ist die Energie, welche sich in den Händen römischer Porträtfiguren ausdrückt. Die Quinquecentisten haben für ihre Heiligengestalten eine sehr edle Handsform typisch gemacht und, so schwer es ist, diesem höchst charakteristischen Organe vollauf gerecht zu werden, musterartige Vorbilder auch in dieser Beziehung geschaffen. Niemanden wird die sprechende Symbolik der beiden so höchst verschieden gebildeten Hände Christi und des Pharisäers in dem berühmten Bilde des Jüngers gehen, wo der edelste und unedelste Typus unmittelbar nebeneinander stehen. So läßt auch der große Menschenkenner Shakespeare seinen Othello aus dem allgemeinen Charakter von Desdemona's Hand einen Schluß auf ihr Temperament machen:

— Diese Hand ist warm.
Das deutet Fruchtbarkeit, freigegeben Sinn; —
Heiß, heiß und feucht! Solch einer Hand geziemt
Abdrück von der Welt, Gebet und Fasten,
Viel Selbsttätigkeit, Andacht, fromm geübt —

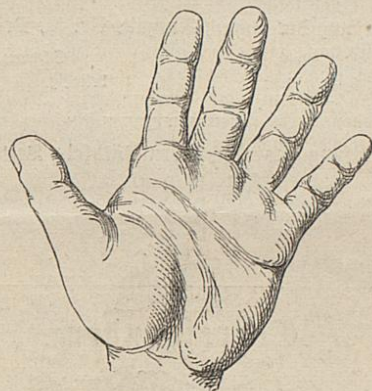
Ganz gewiß macht sich in der warmen, feuchten Hand ein heißeres Blut bemerkbar, als in der kalten, trockenen, fühllosen; unter der zarten Haut, in dem aufgelockerten weichen Gewebe wohnt phlegmatische Ruhe, wie in der härteren, knochigen, mageren Hand die Luft zur Rührigkeit und Arbeit.

Aber noch deutlicher, als in den allgemeinen Eigenschaften, prägt sich der innere Mensch in der Gestalt seiner Hand aus. Der Erste, welcher diese Verhältnisse mit Geist erforscht und die Gestalten der Hände mit Scharfblick unterschieden hat, war der Franzose d'Arpentigny, kein Mann der Wissenschaft, aber ein guter Beobachter. Gustav Carus, welcher später den Gegenstand in seiner Symbolik und in einer besonderen Schrift über die Hand behandelt hat, vermochte den feinen Unterschiedungen des französischen Offiziers nur sehr wenig Neues hinzuzufügen. d'Arpentigny beschreibt eine Anzahl sogenannter Grundformen der Hand, die sich auf vier zurückführen lassen. Wir brauchen der beigefügten Abbildung dieser Grundformen nur wenige Worte hinzuzufügen:



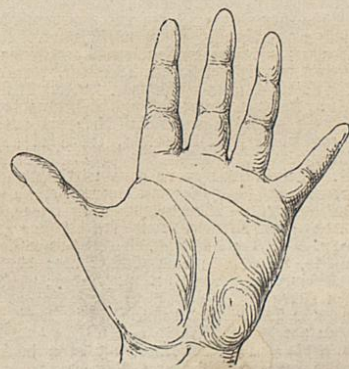
a. Die elementare Hand.

1. Die elementare Hand (a). Handteller quadratisch, Finger kurz, gegen die Spitze wenig verjüngt, Endglied cylindrisch. Es ist die Hand des Kindes und der großen Menge. Die kurzen Finger zeigen eine körperlich und geistig niedrigere Stufe der Ausbildung, etwas Unentwickeltes an. Sie ist gleichsam die Ursprungsform der folgenden Typen, aber auf der untersten Stufe ohne Vervollkommnung stehen geblieben. Sie zeigt daher sonst weder Gutes noch Schlechtes, sondern bloß entschiedenes Vorherrschen des materiellen Daseins, Bestimmung zur schwereren Arbeit.



b. Die motorische Hand.

2. Die motorische Hand (b). Handteller quadratisch, Finger etwas verlängert, wenig verjüngt nach der Spitze, Endglied cylindrisch, Gelenkbildung hervortretend, der Daumen besonders entwickelt. — Dies ist die Manneshand, Willenskraft, Arbeitsstärke und Ausdauer verbindend, in geistiger Beziehung vielleicht eine gewisse Mächtigkeith, praktischen Sinn, rationalistische Ansichten anzeigend. In der Daumen-Entwicklung, welche verhältnißmäßig vorwiegt, spricht sich Energie aus, und ein starker Daumenballen ist der Ausdruck eines überlegten Willens. Leute mit kleinem Daumen werden durch ihr Herz, die mit großen durch ihren Verstand regiert; die ersteren sind duldben, diese herrschsüchtig. Verbindet sich mit dieser Handsform, deren Haut leicht zur Verhärtung neigt, dadurch gleichsam die Festigkeit des Charakters andeutend, eine gewisse Trockenheit und Magerkeit, so wird dadurch nicht selten eine harte und geizige Natur ausgedrückt. Solche motorischen Hände zeigen die römischen Krieger in ihren Bildwerken.



c. Die sensible Hand.

3. Die sensible Hand (c). Handteller länglich, Finger verlängert, entschieden gegen die Spitze verjüngt, Endglied konisch. — Dies ist in etwas verjüngtem Maßstabe die Frauenhand, welche also beim Mann vorkommend, einen weichen, weiblichen Charakter andeutet, wie umgekehrt die motorische Form bei der Frau einen herrschsüchtigen Sinn und Willenskraft. Die zugespitzteren schlankeren Finger, der schwächere Daumen, deuten

auf das Vorwalten der Empfangungsphäre, und Herrschaft der Gemüthswelt, poetische, gläubige Sinnesrichtung.



d. Die psychische Handform.

4. Die psychische Handform (d). Diese seltenste Handsform entsteht durch Verstärkung sämtlicher Charakterzüge der sensiblen Hand und entfernt sich dadurch am meisten von der elementaren Grundform. Sie zeigt ein entschiedenes Vorherrschen des Geistigen im Menschen, sie ist beim Weibe das Merkmal der „schönen Seele“, beim Manne des Idealisten, weshalb diese Handsform von den Malern stets dem Christus und den Heiligen zugeeignet wurde. Von Gewicht in dem Munde des Franzosen erscheint die Bemerkung, daß er diese Handsform noch am häufigsten, außer in Indien, in Deutschland gesehen habe, während er in Frankreich und Italien vorherrschend die sensible Hand fand.

Besonders interessant sind nun einzelne Uebergänge dieser Formen untereinander, unter denen er die spatelförmige Hand als eine sensible Hand mit verbreiterten Endgliedern, als die praktische Hand des nüchternen Engländers auführt. Eine reine Mittelform der motorischen und der sensiblen Hand, welche also eine durchgeistigte Arbeitskraft ausdrückt, nennt d'Arpentigny die Künstlerhand, weil er sie meistens bei Mechanikern, bildenden Künstlern u. s. w., häufig auch bei den Franzosen im Allgemeinen vorfand, wie denselben ja ganz gewiß eine besondere Anfertigung, Geschicklichkeit zu künstlerischen Arbeiten und Geschmack innewohnt. Den seltneren Uebergang der motorischen zur psychischen Form nennt d'Arpentigny die philosophische Hand, weil sie den strengen Denker und Kritiker anzeigt, wie denn bereits Porta anführt, daß Aristoteles eine längliche Hand mit länglichen Gliedern und fein zugespitzten Fingern gehabt habe.

Natürlich sind diese Formen selten in ganz reiner Ausprägung vorhanden, und in vielen Generationen fortgesetzte Handpflege kann eine niedere Form allmählig veredeln, wie dies die sogenannten Racenhande aristokratischer Häuser beweisen, während eine edle Form durch rauhe Arbeit und Vernachlässigung beeinträchtigt werden kann. Aber auch in der zartesten Hand blickt bisweilen die Unschönheit der niederen Form hervor, und unter dem Proletariat begegnet man zuweilen entzückend schönen Handsformen. Man darf dort auf feingeschliffenen Glasfuß, hier auf ungeschliffenen Edelstein schließen. Natürlich mit Vorsicht und Rückhaltung, unter Zuziehung der Stirnbeschaung, die, wie gesagt, schon die alten Chiromanten nie vernachlässigten. Auch in der Symbolik der einzelnen Finger ist der geistreiche Franzose oft sehr glücklich, so daß er den unzweifelhaften Beweis geliefert hat, daß wir nicht mit Unrecht eine schöne Hand so sehr bewundern, und daß wirklich aus ihrer Form einem geübten Blicke Manches erschlossen werden kann, wenn man mit verständigem Sinn und nicht mit phantastischen Träumereien an die Aufgabe geht. Diejenigen unserer freundlichen Leserinnen aber, welche tiefer in diese Mythen eindringen wollen, müssen wir auf das Originalwerk (S. d'Arpentigny, la chiromonomie, ou l'art de reconnaître les tendances de l'intelligence d'après les formes de la main, Paris 1843, von welchem auch eine gute deutsche Uebersetzung, Stuttgart 1846, A. Becker, existirt) verweisen.

Wirthschaftsplaudereien.

Tartreum. Vor kurzem wurde nachstehende Anfrage an uns gerichtet: „In Frankreich scheint man eifrig für die Cultur einer „Tartreum“ genannten Pflanze zu wirken, welche nach der Beschreibung ganz außerordentliche Vorzüge besitzen muß. Nicht nur soll sie als Biergewächs durch üppigen Wuchs und durch ihre hohen zarten Ährenrispen von großem decorativen Werth für den Garten sein, sondern auch, genügend in ihren Ähren an den Boden, und daher leicht zu cultiviren, in ihrem unentwickelten Blütenstand, Blattstiel und Blättern Schätze für die feineren Küche, besonders für Compots und zur Füllung von Stücken bergen, ja, man soll sogar einen trefflichen Wein aus dieser Pflanze bereiten können. Falls Sie diese Lobeserhebungen bestätigen und mir angeben können, ob und aus welcher deutschen Handelsgärtnerei ich das Tartreum erhalten kann, werde ich meinerseits genee Culturversuche anstellen und, falls dieselben wirklich so günstig ausfallen, als die französischen Berichte dies glauben machen, nicht ermangeln, seiner Zeit Ihnen die Resultate meiner Versuche mitzutheilen. Genehmigen Sie ic.

A. v. G.“

Hier unsere Antwort: „Gnädige Frau! Es ist uns nach einiger Mühe gelungen, Näheres über die in Frankreich von einigen Pflanzengütern mit Tartreum — ein Name, der auch uns bis dahin fremd war — bezeichneten Pflanze zu erfahren, und stehen wir nicht an, den Lobsprüchen in allen Punkten zuzustimmen und Ihnen die Cultur derselben eindringlich ans Herz zu legen. Wir befürchten nur das Eine, daß Sie nämlich, nennen wir die Pflanze bei ihrem rechten Namen, einigermassen enttäuscht werden möchten, denn der Name, der eigentlich nichts zur Sache thun sollte, und zwar der deutsche Name, ist der größte Feind des mit den vortrefflichsten Eigenschaften ausgestatteten Gewächses — zum wenigsten bei uns Deutschen, denn andere Nationen, zumal die praktischen Engländer und Amerikaner haben sich längst die Cultur des — Tartreum angelegen sein lassen und cultiviren zahlreiche Varietäten für Garten und Küche. Eine der neuesten Varietäten, die man „Madelaine“ (nicht wahr, ein prächtiger Name?) genannt hat, soll, was ihre Verwendbarkeit in der Küche anbetrifft, die köstlichste aller — Tartreum-Arten sein. Selbst es auch nicht in Deutschland an Verehrern und — Consumenten der fraglichen Pflanze, so ist doch, wie gesagt, das Vorurtheil gegen ihren Namen bei uns noch zu mächtig, um die Zahl ihrer Anhänger entsprechend sich vergrößern zu lassen. Was uns anbetrifft, so benutzen wir diese und jede andere Gelegenheit, welche uns geboten wird, Vorurtheile bei unseren Lesern hinwegzuräumen, und werden von diesem Gesichtspunkte aus in den „Wirthschaftsplaudereien“ Alles, was wir über das Tartreum wissen, mittheilen, in der Hoffnung, nach Jahr und Tag von Ihnen und von anderen Leserinnen des Bazar aus eigener Erfahrung bessere Recepte zur kulinarischen Verwendung unserer bekannten Pflanze zu erhalten, als wir sie heute zu geben vermögen.

Derartige Mittheilungen würden gewiß wesentlich zur völligen Beseitigung des Vorurtheils beitragen, welches gegen einen Namen herrscht, der allerdings sehr an die Apotheke — die lateinische Küche — erinnert, an den deutschen Namen des Tartreum, welcher zwar passend mit „Weinampfer“ übersetzt werden könnte, leider aber lautet: — „Khabarber“.

Genehmigen Sie ic.

Die stets dienstwillige Redaction des „Bazar“.

Die Rhabarberarten unserer Gärten, deren verbreitetste die pontische Rhabarber (Rhapontic), wahrscheinlich schon durch Karl den Großen in Deutschland eingeführt wurde, sind perennirende krautartige Gewächse, im Pflanzensystem unferm Knöterich und Sauerampfer nahestehend. Ihre eigentliche Heimath ist das mittlere und nördliche Asien, woselbst sie auf allen Gebirgen, welche längere Zeit über mit Schnee bedeckt sind, wachsen.

Gleich sei hier bemerkt, daß die Rhabarberarten, welche die „echten“ Rhabarberwurzeln unserer Apotheken liefern, uns noch unbekannt oder doch nur mangelhaft bekannte Arten der Gattung Rhabarber sind, welche auf Steppen und Wiesen der chinesischen Tartarei wie der Bucharei wachsen, und daß die Wurzeln unserer Gärten Rhabarber-Arten medicinisch werthlos sind.

Der marieffische Buchs, das leichte Ueberbauern unserer Winter, der tropischen Pflanzen nahekommende Habitus der Rhabarber-Pflanzen haben diese, wofür es kaum eines Wortes bedarf, längst zu Lieblingen unserer Gärten geschaffen, welche, vom richtigen Standort, am Rande von Grasplätzen, vor Baumgruppen oder in der Nähe von Gartenteichen, sich von feiner Moospflanze verdrängen lassen.

Lassen wir nun die hauptsächlichsten der in Europa (und Nord-Amerika) cultivirten Rhabarber-Arten die Reue passiren: Rhabarber rhaponticum, wie schon bemerkt, die längst bekannte Art, welche schon das alte Rom kannte und aus dem Uralgebirge kommen ließ; wird 3-4 1/2 Fuß hoch, hat stockförmige, große, dunkelgrüne, herzförmige, stumpfe, etwas wellenrandige Blätter und fast cylindrische, stumpflich gestriemte Blattstiele. Die Wurzel dient in Asien zum Gelbfärben des Lebers.

Rhabarber undulatum. Gewöhnlich Moskowiter Rhabarber genannt, erhielt in Frankreich, und zwar eben aus dem Grunde, der bei uns der Einführung des Rhabarbers als Küchengewächs entgegensteht, von intelligenten Pflanzengütern den Namen Tartarum. Wurde gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus der chinesischen Tartarei in Europa eingeführt. Die Pflanze erreicht die Höhe der vorigen Art, Blätter stockförmig, mehr verlängert, zweimal länger, als breit, weich, wellenrandig und sogar kraus, mit kürzerem Blattstiel, halb cylindrisch, mit fast schneidigen Rändern.

Rhabarber palmatum. Chinesischer Rhabarber. Einheimisch in der chinesischen Tartarei und von dort um dieselbe Zeit wie die vorige Art bei uns eingeführt. Stengel 6-9 Fuß hoch, Blätter fast rund, füllslappig, ungleich gezähnt, behaart, oben düstergrün, unten weißlich.

Rhabarber compactum. Ungefähr um dieselbe Zeit eingeführt. Erreicht eine Höhe von mehr als 3 1/2 Fuß und hat sehr feste, oben hellgrüne und glänzende, feingehänte Blätter, einen gestriemten Blattstiel.

Rhabarber hybridum. Herkunft unbekannt; befindet sich seit 1780 bei uns in Cultur. Wird 6 Fuß hoch und zeichnet sich durch rothgefleckte Stengel und Blattstiele aus.

Rhabarber Ribes wurde zu Anfang vorigen Jahrhunderts aus dem südlichen Persien zu uns gebracht. Wird gegen 3 Fuß hoch; Stengel stark, gestriem, am Grunde sehr stark, gewöhnlich röhrlig, mit ein wenig gebogenen Zweigen. Blätter fest, warzig, rund, leicht concav, etwas wellig, mit fünf hervorstehenden, röhrligen Rippen. Blattstiele am unteren Ende röhrlig. Diese Art ist in England fast überall getauft und sehr geschätzt; hauptsächlich von ihr stammen die von englischen Gärtnern für die Küche gezeugeten Varietäten, welche durch feinen Geschmack, durch die Menge und Stärke der Blattstiele und endlich durch die Leichtigkeit ihrer Cultur ausgezeichnet sind. Unter den älteren Varietäten sind am empfehlenswerthesten: Queen Victoria, Croy eagle, Prince Albert, esculentissima, Linnaeus (letztere eignet sich besonders zum Einmachen und ist spät, Rh. Ribes dagegen sehr früh). Unter den neueren Varietäten sind als die vorzüglichsten zu nennen: Crimson perfection, Scarlet nonpareille, Princess Royal, Elford, Magnum bacum, Champagne, Prince of Wales, eine rothe Varietät von Rh. undulatum. Jede größere Handelsgärtnerei ist im Stande, diese Varietäten zu liefern.

In diesem Jahrhundert (1828) wurden eingeführt, und zwar aus der Tartarei Rhabarber australis und Rh. Emodi. Erstere Art wird 6 Fuß hoch, hat einen röhrligen, gestriemten, oben verästelten dünnen Stengel, weiche, fast kreisförmige, leicht wellenrandige, dunkle Blätter, letztere im Uebrigen der ersten sehr ähnlich, besitzt mehr ovale und größere Blätter. Beide werden bei uns nur als Biergewächse cultivirt, in Persien soll man aus dem Rh. australe ein limonadeartiges, angenehm schmeckendes Getränk bereiten.

Von den genannten Arten eignen sich für den Küchengebrauch am wenigsten Rh. palmatum, welche einen faden, fast unangenehmen Geschmack besitzt; Rh. rhaponticum und Rh. australe besitzen quantitativ die meiste Säuremenge, erfordern daher den meisten Aufwand von Zucker bei ihrer Verarbeitung zu Compots etc.

Was nun die Cultur des Rhabarbers als Küchengewächs anbelangt, so sagt S. Jäger hierüber: „Der Rhabarber verlangt guten, tiefen, etwas feuchten Boden, und jede Pflanze wenigstens 3 Fuß Abstand. Der Boden wird vor der Pflanzung rigolt und stark gedüngt und die Düngung alljährlich im Herbst wiederholt. Ein eingerichteter Beet hat eine fast unbegrenzte Dauer. Um vom Rhabarber Gewinn für die Küche zu ziehen, muß man ihn haben und benutzen, wenn das Obst zu Compot und Kuchen im Keller zu Ende geht, die unreifen Stachelbeeren aber noch nicht genießbar sind, dann wieder zwischen den unreifen Stachelbeeren und den Kirichen. Hat man zugleich süßes Obst, so kann man es mit Rhabarber vermischen und so Zucker, der viel bei der Bereitung gebraucht wird, sparen. Man schneidet die ersten Blattstiele im Frühjahr ab, sobald sie einen Zoll breit sind, also etwa im April. Es treiben dann neue nach, die im Mai stark genug werden. Von letzteren darf man aber nicht mehr, als die Hälfte abschneiden, um die Pflanze nicht zu schwächen. Will man noch früher Rhabarberstengel, so wird die Pflanze mit einem alten Korb umgeben und durch Pferdegedränge erwärmt. Durch das Bedecken werden zugleich die Stengel zarter und weniger sauer.“

Eine nordamerikanische Gartenzeitung empfiehlt, zur vorzeitigen Stengelentwicklung die aus dem Garten aufgehakten Wurzelknollen auf den Boden eines Faßes in Erde zu legen und das Faß in ein warmes Zimmer oder in die Küche zu stellen.

Die Benutzung der Rhabarberpflanze erstreckt sich außer auf die Blütenknospen, die im Frühjahr, sobald sie circa 9 Zoll hoch aus der Erde gekieft sind, abgetrennt und wie Blumenkohl zubereitet werden, hauptsächlich auf die Blattstiele, welche man auch wie Meer Kohl bleicht und welche ein gelundes, sehr wohlschmeckendes Compot und vorreffliche Füllungen von Kuchen und Torten abgeben. Wir lassen nun einige Recepte folgen: Rhabarber-Compot. Die Stiele des Rhabarbers werden in fingerlange, spargelbide Stücke zerhackt und die äußere dünne Haut davon abgeschält; dann werden die zerhackten Stücke in siedendes Wasser gelegt und einen Augenblick gekocht, worauf man alles Wasser abgießt und nur noch schnell über dem Feuer den nöthigen Zucker (etwa 10 Loth auf ein Fund Stengel) gemischt.

In Hamburg, woselbst sich das Rhabarber-Compot bereits eingebürgert — wir haben dort kleine Dampfverabungen von England herübergekommener Rhabarberstiele gekocht werden — pflegt man dem Compot etwas Zimmt beizufügen, sicher nicht zum Vortheil des zarten, ananasähnlichen, feinen Aroms guter Rhabarber. Empfehlenswerther ist schon ein Zusatz von etwas weißem Wein. Waren die Stiele nicht sehr ganz jung, so müssen sie völlig mit dem Zucker weich gekocht, dabei aber ganz gelassen werden, sonst findet man beim Genuße unangenehme Fäden.

Rhabarber für den Winter einzukochen. Die Rhabarberstiele werden am Abend in 3 Zoll lange Stücke, die nicht gekocht werden, zerhackt. Dann nimmt man auf 1 Pfund Rhabarber 1/2 Pfund geföhnenen Zucker und bringt Alles in eine Schüssel. Den folgenden Tag wird der Saft, der sich gebildet hat, abgeseigt und gekocht, bis er dick wird; darauf legt man die Rhabarberstücke hinein, läßt Alles eine Viertelstunde langsam kochen und gießt es nachher in ein Einmachgefäß, in welchem es gut erkaltet ist, gut zugebunden, sich Jahre lang gut hält.

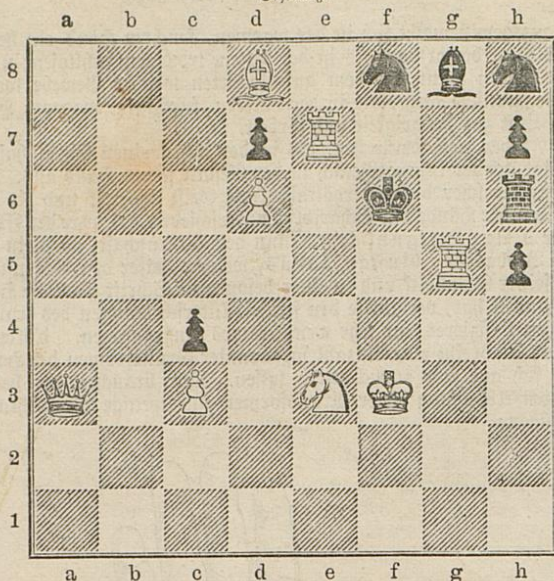
Rhabarber-Pastete. Die Blattstiele werden wie beim Rhabarber-Compot vorbereitet und in Wasser abgekocht. Dann bringt man in eine Tortenform eine umgestülzte Oberseite, legt den Rhabarber darüber und um dieselbe, bis die Form gut ausgefüllt ist, kreuzt recht viel Zucker dazwischen und legt dann guten Blätterteig oben darüber, worauf sie in den heißen Ofen gebracht wird. Beim Ausfragen aus dem Ofen kommt natürlich dann der Teig unten auf die Schüssel, und die Tasse wird, da sich der Saft in derselben gesammelt hat, in der Pastete mit aufgetragen.

Auf ähnliche Weise, wie aus Johannisbeeren, Stachelbeeren lassen sich aus den Rhabarberstielen ferner Marmeladen und Fruchtstift bereiten.

Die Blätter des Rhabarbers sollen in der Zeit ihres besten Wachstums dem Weiden unterworfen eine vorreffliche Speise abgeben; in Persien benutzt man sie, wie bei uns den Sauerampfer, als Gemüse. Uebrigens giebt die reichliche Blattmasse dieser Pflanze ein von den Kühen gern genossenes, dem Ertrage wie der Güte der Milch sehr zuträgliches Futter ab. — Was endlich den Rhabarberwein (und Schaumwein) betrifft, der als ein dem Traubenwein sehr ähnlich schmeckendes, bouquetreiches Getränk gelobt wird, so fehlen uns hierüber nähere Angaben zu seiner Herstellung; wahrscheinlich wird derselbe in ganz ähnlicher Weise, wie wir dies im vorigen Jahrgange des Bazar ausführlich für den Johannisbeerwein z. beschrieben haben, bereitet werden. Nach Versuchen, die vor etwa 10 Jahren in Schlefien angestellt wurden und welche sehr günstig ausfielen, bei welchen die im vollen Saft befindliche ganze Rhabarberpflanze, Blätter, Blatt- und Blütenstengel, zur Weinbereitung gepreßt werden, gemau man von einem Markburger Wargen 67,840 Pfund grüner Masse und erzeugte daraus 3000 Quart Rhabarberwein. Angeblich betrug die Herstellungskosten 2-3 Sgr. per Liter.

Schach-Aufgabe. Nr. VI.

Von Berger.
Schwarz.



1 D a 3 - o 1.

Buchstaben-Räthsel.

H	D	D	R
N	E	U	E
R	A	A	E
H	N	U	Z

Das erste ist ein Nebenfluß vom Rhein,
Das zweite ist ein blauer Stein,
Das dritte ist ein treues Thier,
Und auf dem vierten leben wir.
(Von oben nach unten gelesen, kommen dieselben Worte wie in der horizontale zum Vorschein.)

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. V, Seite 210.

1) D g 5 - g 6: †
2) D g 6 - e 4 †.

Auflösung des Buchstaben-Räthsel's Seite 210.

M	E	D	O
E	B	O	L
D	O	R	I
O	L	I	W
C	I	S	A

Correspondenz.

Z. A. K. in Z. und mehrere andere Abonnenten. Wir haben wiederholt erklärt, daß uns das Verfahren, welches die Fabrikanten feiner Herren- und Damenwäsche zur Erzielung einer der englischen ähnlichen, hochglänzenden Appretur anwenden, nicht bekannt ist, und daß wir ein solches Verfahren, trotz aller Bemühungen, nicht erlangen konnten, da es eben ein streng bewahrtes Fabrikationsgeheimniß ist. Wir wiederholen hiermit unsere Bitte an solche Leserinnen, denen das Verfahren etwa bekannt ist, uns dasselbe mitzutheilen und bemerken dabei, daß einer unserer Abonnenten erbitigt ist, eine solche Mittheilung entsprechend zu honoriren.

„Eine junge Freundin im neuen Reich.“ Tragen Sie das Kleid von der eingelebten Probe als Ueberbleibsel zu einem schwarzseidenen Unterkleide; es darf nur vorn verknüpft und muß hinten und an den Seiten in erforderlicher Weise von der linken Seite aus gefasst werden.

M. G. in W. Ein Modell zu dem gewöhnlichen Kleide nächstens. Es ist rathsam, die Stickerei oder Verzierungen auf Schrägstreifen, sogenannte Wenden auszuführen und dann erst mit letzterem das Kleid zu garniren. Mittel gegen einen schlechten Teint waren bereits unzählige Male in der Correspondenz angegeben; lesen Sie dieselbe nur recht aufmerksam.

Eine Deutsche in Ungarn. — Frau v. Z. in F. — **H. B., langjährige Abonnentin.** — Frau v. P. Die Erfüllung Ihrer Wünsche ist bereits in Vorbereitung, nur ein wenig Geduld.

Hausfrau in Westphalen. Waschen Sie die vergoldeten Möbel mit einem Abjud von Quillaparinde. Schneiden Sie das weichgewordene rosa Kleid zum Auffärben an eine Kunstfärberei. Das Kräfeln der Federn finden Sie Seite 344 des Jahres 1872 beschrieben.

L. v. B. Hall's vegetable Sicilian Hair-Renever gehört zu den bleichhaltigen Haarfärbemitteln, ist also gesundheitschädlich!

L. v. S. Die Pasta Pompadour ist ein mit geriebenen Mandeln verfeinertes Goldcrem und gegen Mitesser völlig wirkungslos. Bestreichen Sie das Gesicht allabendlich mit einer concentrirten Boraxlösung und waschen Sie sich des Morgens mit Schwefel- oder Theerleise, oder auch mit Thymolseife (aus Schering's grüner Apotheke, Berlin, Chausseestraße 21).

D. S. in Berlin. Das von Ramprath und Schwarz in Leipzig angebotene als unschädlich angepriesene Haarfärbemittel, genannt Eau de Capille, enthält, wie wir früher schon bemerkten, ein Bleisalz, sein Gebrauch ist also gefährlich.

Blondine in B. Petersilienwasser ist ganz wirkungslos für die Gesichtshaut. — Augenbrauen färbt man mit einer ein wenig brennenden Lichte halberkohlten Mantel. — Klettenwurzelöl ist gewöhnliches parfümirtes Provenceral, das rothe Klettenwurzelöl mit Alcauna gefärbt.

Ruffin in Ungarn. Soviel uns bekannt, ist vom Commissionsrath A. Henze in Neuchâtel bei Leipzig eine Schrift über die Verurtheilung des Menschen aus seiner Handschrift verfaßt worden; wenden Sie sich gefälligst an diesen Herrn.

Iba. Geld gewordene Wäsche wird dadurch wieder weiß, daß man sie bei neuem Waschen vor dem Spülen in eine verdünnte Lösung von Eau de Javelle bringt, bis sie weiß geworden, und dann in Wasser spült, dem etwas Antichlor (unterirdischflüchtiges Natron) zugefügt wird, wie wir dies öfter beschrieben haben. — Die Wajerglasfarben haben sich, nach verschiedenen Berichten Sachverständiger, wie auch kürzlich noch in einer Sitzung der Berliner Polytechn. Gesellschaft constatirt wurde, nicht besonders bewährt, da sie bald der Färbung unterliegen. Dagegen kommen neuerdings für Anstriche auf Holz, Mauerwerk etc. die Darz-Deifarben (aus der Berliner Darz-Deifarben-Fabrik) sehr in Aufnahme. Diese Farben sind wohlfeiler, als Deifarben, witterungsbeständiger, werden nicht rüßig und halten selbst auf Dachpappe.

M. v. B. 1. Das von uns oft erwähnte Enthaarungsmittel Calciumsulphhydrat, in der Apotheke zu bereiten. — 2. Kupföf färbt das Haar

nicht dunkler, als jedes andere fette Del; wirkliches Kupföf verbleicht das Haar, das sogen. Kupföf-Extract von Müller in Leipzig, nach dem Wittstein ein Zusatz von grünen Wallnußkernen mittel Mandelöl beifügt ebenfalls keine haarfärbenden Eigenschaften. — 3. Alkohol färbt als Nuzmittel der Zähne benutzt, mindestens nicht schädlich, in manchen Fällen, z. B. bei totem Zahnfleisch, auch nützlich sein. — 4. Gute neuere Seife ist der Haut nicht schädlich, freilich giebt es zur Zeit leider gar wenig Fabriken, die gute Toilettenseife anfertigen, oder besser gesagt, die Verblendung des Publikums, das Billigste als das Beste anzusehen zwingt die meisten Fabrikanten schlechte Waare auf den Markt zu bringen.

Amorhölle. Versuchen Sie statt des Wassers beim Frisiren verdünntes Glycerin zum Entkräften der Haare zu verwenden. Dazu gehört dann aber wöchentlich mindestens einmalige Kopfwäsche mit Eigelb und Wasser.

Kleine Cote in P. Das Waschen der Gesichtshaut mit Milch ist ein altes Kosmetikum, jedenfalls eher nützlich als unnütz. — Poudre de riz d. h. wirkliches Reismehl ist unschädlich, bei einer zur Transpiration geneigten Haut nützlich. — Die letzte Frage vertheilt wir nicht recht.

Langjährige Abonnentin. Das schwarze Nipskleid waschen Sie in lauwarmem Seifenwasser, welches aus Gallseife bereitet sein muß.

N. in F. Gegen das Abfärben von Tuch läßt sich nichts machen; tragen Sie einmal bei einem Appretur an, ob er es übernimmt, dem Tuch eine neue Appretur die fatale Beigabe des Abfärbens zu nehmen.

Berecher des Bazar in Gr. W. Streuen Sie in die Strümpfe ein Pulver aus 1 Theil Tannin und 10 Theilen Stärkemehl, welches Pulver Sie jeder Apotheke angefertigt erhalten.

Abonnentin in L. Ungarn. Wäschen Sie die Gyps-Figuren mit einer Mischung von 1 Theil Gyps, 2 Theilen Borax und 50 Theilen Wasser mittelst einer weichen Bürste ab.

Alter Abonnent in Berlin. Um der Mühe des Putzens des Messingdrabners überhoben zu sein, wäre es am einfachsten, den Bauer mit einem durchsichtigen spirituellen Bad, z. B. Schellackad, zu überziehen, dann auch Ihr Wunsch, die gelbe Farbe des Messings gewahrt zu lassen, erfüllt bleiben. Jede Droguenhandlung kann Ihnen einen geeigneten liefern.

J. P. Breslau. Die fragliche von Wunder in Liegnitz fabricirte Seife ist uns nicht bekannt. — Hartes Wasser machen Sie durch Abkochen ein Zusatz von ein wenig Soda, das nöthige Quantum der letzteren müßte Sie ausprobiren, weich.

G. A. in W. Der in Muster eingedendete Stoff wäscht sich sonst sehr leicht wenn auch die Farbe allmählich etwas nachläßt; wahrscheinlich haben Sie das Kleid beim Waschen zu sehr gerieben; weich läßt sich dasselbe herstellen, wir schlagen vor, es zertrennen und beidrücken zu lassen, z. B. mit schwarzen oder braunen Punkten. Wirkliches Auffärben des Stoffs werden nur ganz große Färbereien, wie z. B. Spindler in Berlin übernehmen.

Albine in Dr. Wir würden Ihnen nicht rathe, mit den empfindlichen zarten Straußeneiern selbst Färbeprobirten anzustellen, vertrauen Sie dieselben lieber einer geübten Färberei an. Wollen Sie indessen Versuch riskiren, so unterrichten Sie sich über das Färben in dem Buch „Wasser und Seife“ von Wilhelmine Buchholz, erschienen bei J. Richter in Hamburg.

Waldmeister. Dintenflecke entfernt man aus Marmor, rühret sie in Eisenbinde rein, indem man sie erst mit Aetzalkalilösung beupft, dann einem feuchten Lappchen wiederholt abwäscht, mit Bimssteinpulver schleift und mit Jinnasche nachpolirt.

N. N. in Zimbr. Die Pasta Pompadour besteht, wie wir wiederholt bemerkt haben, aus Goldcrem, verfezt mit geriebenen Mandeln; dieselbe enthält kein Quecksilber, ist völlig unschädlich, kann aber nicht wirken, als Färbemittel Goldcrem.

Auguste G. in N. Sie reinigen die Delgemälde am einfachsten durch Waschen mit einer Mischung von Seifenwurzeln oder Quillaparinde.

C. A. in Thal. Flecke von gewöhnlicher Eisenbinde entfernt man am besten durch Einwirkung von Salpetersäure, die man auf die Flecke und gleichzeitigen Ueberfließens der feuchten Stellen einem zinnernen Gegenstand (Zinnlöfl), nach Verschwinden der Binde die Leinwand sofort gut ausgewaschen werden. — Rothweinflecke verschwinden durch Bestreichen mit frischem Chlorwasser oder Eau Javelle und Nachwaschen in gewöhnlichem Wasser.

Katharina K. in P. Strohhüte aus Reisstroh oder Florentiner Gehäuben werden am schönsten wieder durch Waschen in Benzol aufgefärbt.

Abonnentin in St. Zimbr. — Frau G. W. Das Haarfärbemittel „Tolma“ von Ziegler in Heilbrunn enthält Bleisäure, also schädlich, das von Brugier in Karlsruhe verkaufte Mittel gleich Namens enthält kein Blei, sondern nur Wasser, Glycerin und Schweißpulver; als Färbemittel ist letzteres also nutzlos.

Ein Mohr, der sich nicht weiß machen läßt. Was das Wasser vermag, darüber hat das Feuer Gewalt; dieses Reinigungsfeuer behält im vorliegenden Falle in der Application der Galvanokauff, einer in schmerzlosen Operation, die auch den schwarzen Ueberbleibsel weiß macht.

Langjährige Abonnentin aus Danzig. Das Uebertragen von Photographen auf Glas, Thon und Holzwaren ist ausschließlich von Dr. Schräuf in Jena in den Berliner Industrieblätter Nr. 13 und d. J. beschrieben worden.

M. Z. in B. Uns ist die Zusammenfügung der Reseda-Kräusel-Pommes nicht bekannt; jedenfalls sind die Veripredungen der Reclame übertrieben.

M. v. C. 61. Erblindetem Lackleder können Sie durch Bestreichen einer spirituellen Schellacklösung, die mit etwas Ruch schwarz gefärbt (in jeder Apotheke vorräthig), wieder zu Glanz und Ansehen verkehrt.

Z. N. in L. 1. Reiben Sie allabendlich die Hände mit Goldcrem ein, bedecken Sie dieselben dann mit Handschuhen. — 2. Vermeiden der scharfen und Zeitlassen zum Wiederauwachen. — 3. Theerteife ist völlig schädlich und auch zuträglich.

Kalliope. Bestreichen Sie das Futter des Seidenkleides ganz leicht einem feuchten Tuch und plätten es dann, natürlich auf dem Zeugnis.

Kleine glückliche Braut. Ein fortgesetzter Gebrauch von Citronen-ätherlisch gegen Sommerprophen angewendet, macht die Haut spröde, rüßig, im Uebrigen ist dieses Mittel durchaus nicht zuverlässig gegen Sommerflecken.

Anna G. Weder Kupföf noch Cocoskupföf eignen sich zum Haareinbleichen; erfteres verbleicht die Haare, letzteres wird sehr bald runzig.

G. v. J. Wenn der kleine Laquegeiß es nicht weiß, ob das Mässhin-Frost oder von Hitze geröthet ist, wie sollen wir's wissen? — Statt Seife rathe wir Borax ins Waschwasser zu nehmen oder Weizenkleie.

J. v. Z. Kornbranntwein, oder was dasselbe ist, mit der drei- bis vierfachen Menge Wasser verdünnter Weingeist, wird zur Erhaltung eines zarten Teints täglich ein- bis zweimal — vor dem Schlafengehen und früh dem Waschen — angewendet, und zwar wird damit ein Handtuch feuchtet und die Haut sanft abgerieben. Bei empfindlicher Haut verbleicht man den Kornbranntwein noch mit Wasser. — Mit Weizenkleie kann man sich entweder direct oder schlägt dieselbe in ein Tuch, läßt in warmem Wasser auslaugen und benützt die Kleienlage als Waschwasser.

M. W. in H. Wenn Ihrer Gesichtshaut das Waschen mit Aepfelwein nicht zuträglich ist, so stellen Sie den Gebrauch desselben ein, versuchen es einmal damit, dem Waschwasser täglich Borax oder Weizenkleie zuzusetzen.

Lang. Abonnentin in Offenburg. Um Wachsfloden aus Sammet entfernen, erhitze man seinen, trocknen, gewaschenen, weichen Sammet, Wachs schmilzt und zieht in den Saub, der nachher durch Wafeln feunt wird, ein. Wenn nöthig, wiederholt man dies Verfahren.

S. L. bei C. und S. bei B. Wenn die von uns Ihnen angelegte Wäsche gegen geröthete Nale, nämlich tägliches Bestreichen mit Boraxlösung und bisweiliges Waschen mit Kampferspiritus, zuerst Hilfe verschafft, später diese aber verjagt, so können wir Ihnen rathe, diese Wäsungen, wenn sie anfangen unwirksam zu werden, kurze Zeit auszuweichen und dann wieder damit zu beginnen. Nichts schwerer, als den beregten kosmetischen Fehler, der häufig das Stadium eines ungleich auffälligen und hartnäckigen Leidens ist, zu schaffen. Ein in jedem Falle wirksames äußeres Mittel ist hierfür nicht vorhanden.

D. E. in D. Wenn Null oder Biqué wie jede andere feine Wäsche fertig gewaschen wird, sind andere Mittel, genannten Stoffen eine bessere Weiße zu geben, unnüthig.

W. B., langjährige Abonnentin. Die nervösen Kopfschmerzen stehen in keinem Zusammenhang mit der großporigen Haut; versuchen Sie letzterer durch tägliche Wäsungen mit schwachem Spiritus (Kornbranntwein), fleißiges Baden und Frottiren die ursprüngliche Frische wieder geben.

Weltanschauung Wien. Ueberziehen Sie die Dintenflecke des Frühlings mit einer warmen concentrirten Auflösung von Aetzalkali oder auch Essigsäure (fog. Zuckersäure) und waschen Sie nach dem Verschwinden der Flecke gehörig mit Wasser nach. Dies Mittel kann aber nur helfen, wenn die Flecken von einer Eisenbinde herrühren; bestanden sie aus Eisenbinde, so muß man sie mit sehr starkem Spiritus auszulösen und waschen suchen. — Fettflecke bringen Sie aus der Waib durch ein halbes Auftragen eines dicken Breies von gebrannter Magnesia (Benzin); nach der Verflüchtigung des Benzins muß das Magnesiaabgerühret werden.

Wien. Das Wasser hat die zarte Farbe fortgenommen, da bringt man färben hilft.